# Die Mennonitische Rundschau

1877 Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. 1938

61. Jahrgang. Winnipeg, Man., den 27. April 1938. Nummer 17.

## Frühlingsmorgen.

Ueber die Felder
Treibt Blühtenstaub.
Weithin die Wälder
Im grünen Laub.

Saftige Wiesen
Im Morgentau.
Morgenrot grüßend
Am Himmelsblau.

Jubelnde Sänger
Am Gartenzaun;
Hält's mich nicht länger
Im engen Raum.

Geh' ich und staune —
Der Schöpfung, beglückt,
Fort vom Gedränge,
Aufwärts den Blick.

Peter P. Isaac.

## Die alttestamentliche und die neutestamentliche Arche

Nahezu 2000 Jahre sind seit dem Sündenfall dahingerollt. In zehn Stammvätern entwickelt sich die sündige Menschheit, bis sie gerichtsreif wird und dem Todesurteil ihres Schöpfers verfällt. „Das Ende alles Fleisches ist vor mich gekommen; denn die Erde ist voll Gewalttat durch sie ff." — „Mache dir eine Arche ff." Diese Arche war berechnet für Noahs Familie in acht Seelen und ein Same von allerlei Tieren für eine neue Welt, nach der Sintflut.

Man nimmt an, daß es bis dahin noch nicht geregnet hatte, sondern nach Kap. 2, 6 ein Dunst oder Nebel die Erde befeuchtete; und dann der Regen nicht erwähnt wird bis zur Sintflut, wo es dann heißt, in Kap. 7, 4: „Denn in noch sieben Tagen, so lasse ich auf die Erde regnen ff." Nach der Sintflut wird dann auch der Regenbogen erwähnt, daß der jetzt in Erscheinung tritt. 9, 13—14: „Meinen Bogen setze ich in den Wolken ff." — „Und es wird geschehen, wenn ich Wolken über die Erde führe, so soll der Bogen in den Wolken erscheinen."

Ist diese Annahme richtig, daß es bis dahin nicht geregnet hatte, dann mußte es für die Menschheit töricht erscheinen, daß der alte Noah auf trockenem Lande eine Arche baute und dabei von einem kommenden großen Regen sprach. Sie hielten ihn vielleicht für überschnappt und lachten, wie das heute die Weltweisen und Bibelspötter tun, über einen kommenden Weltuntergang durch einen Feuerregen — Erde und Wasser können überhaupt nicht brennen.

Als dann die Wasserflut einsetzte, war es zu spät, der Predigt Noahs zu glauben und Buße zu tun. Die Arche hatte Gott selbst zugeschlossen. Wie mochten da manche nach der Arche ausschauen und um Aufnahme rufen — andere auf die Berge fliehen — um einen hohen Baum miteinander kämpfen, bis der Letzte von den Wasserwogen weggespült wurde und untersank. Eine Welt mit einer sündigen Menschheit von vielen Millionen — bei dem so hohen Alter zahlreicher, als die heutige — war vernichtet, und eine neue sollte sich entwickeln. Ach, daß sie besser wäre, als die vorige! Aber auch diese eilt ihrem Verderben entgegen und reift aus für ein Feuergericht.

Erwähnen wir nun noch

**die neutestamentliche Arche.**

Nahezu viertausend Jahre sind seit jener Wasserflut abgerollt. Inzwischen hat Gott der Menschheit die neutestamentliche Arche gegeben, von der es im Liede so schon heißt: „Die Arche Gottes ist das Schiff, der Heiland Jesus Christ", in diesem ist ein Rettungsort vor dem kommenden Feuergericht, und sehr viele haben da Zuflucht gefunden; andere verachten dies.

Sechs Posaunengerichte sind vorüber. Noch einmal läßt Gott die Gottlosen zur Buße einladen, durch seine zwei Zeugen. Offb. 11. Doch die Menschen wollen nichts mehr von einer Gnadenbotschaft. Mit der siebenten Posaune ist die Gnadenfrist abgelaufen, Kap. 10, 6—7, und der Zorn Gottes ist im Anzuge. Der Tempel Gottes wird geöffnet (Offb. 11, 19) und die Arche seines Testaments wird gesehen. Nach anderer Uebersetzung: „Die Lade seines Bundes." Sie repräsentiert den Gnadenbund Gottes in Christo mit seinem Volk; repräsentiert die Gegenwart Christi selbst im Tempel für seine Gemeinde.

Aber gleichzeitig geschehen angesichts der nun beginnenden Zorngerichte Gottes, Blitze und Stimmen und Donner und ein Erdbeben und ein großer Hagel". Das ist der Anfang des dritten Wehes (Kap. 11, 14) über die Verächter des Gnadenbundes Gottes in Christo. Die Tür zur Arche ist ihnen nun verschlossen, nach Luk. 13, 25. — Auch als Er sie rief, Jesus, und sie retten wollte, verachteten sie Ihn; nun verachtet Er sie: „Ich kenne euch nicht!" Möge kein Leser dieser Zeilen zu der Klasse gehören!

J. W. Neufeld.

**Waterloo, Ont.**
Am 16. April 1938.

Liebe Rundschau!

Dies ist der Tag, an welchem wir in aller Stille des Heilandes gedenken, der im Grabe lag, und dessen Fleisch in Sicherheit ruhte und die Verwesung nicht sah. Auch wir werden ruhen im Frieden, woanders wir mit ihm wirken, kämpfen und überwinden, daß wir alles ererben mögen.

Heute nachmittags gedenken wir die sterblichen Ueberreste unseres dahingeschiedenen Bruders und Freundes Dietrich Dietr. Braun zu Grabe zu tragen. Als achtjähriger Schuljunge war ich bei seinen Eltern Dietrich Brauns in Blumenort (Nr. 7), Sagradowka, in Kost und Quartier, und so sind wir beiden Pflegebrüder geworden. Damals dachte wohl keiner von uns, daß ich ihm einmal im fernen Canada die Leichenrede halten würde, und unsere Wege trennten sich auch sehr bald und verliefen ganz gesondert, bis wir uns grauköpfig hier in Ontario, Canada, wiedersahen. Das sind ungefähr 7 Jahre zurück. Er trug damals schon den Keim der Krankheit in sich, die ihn langsam verzehrt hat. Es schien, niemand konnte sorecht feststellen, woran er litt. Jetzt hat er ausgelitten, — nach einem langen Kampf und nach einem sehr schweren Ueberwinden.

Er fürchtete den Tod nicht, war er doch so lange Seite an Seite mit ihm gewandelt, aber ihm fehlte lange auch die freudige Hoffnung zum seligen Eingang in die Herrlichkeit, und ehe er zu dieser Hoffnung kam, war vieles zu überwinden. Endlich jedoch bekannte er, Vergebung seiner Sünden gefunden zu haben, und oft bedauerte er, nicht schon eher den Mut gefaßt und die Sündenvergebung angenommen zu haben, die ihm doch so lange schon bereit gewesen.

Es galt noch weiter schwer zu kämpfen, und es ging ihm um das Festhalten. Er bat, mit klarem Bewußtsein hinübergehen zu dürfen, daß er vom Feinde nicht überrumpelt würde. Er fürchtete nicht das Sterben aber das mögliche Verzweifeln vor dem Sterben, das ihn von Christo scheiden möchte, umsomehr da er sehr schwere Schmerzen zu erdulden hatte. Aber so viel wir sehen konnten, ist er fest an Jesu Hand geblieben. Ich durfte ihn während seines letzten Verweilens im Krankenhause einigemal besuchen, mit ihm Gottes Wort lesen und beten, was ihm immer sehr wohl tat. Im Hause besuchte ich ihn Mittwoch, am 13. April, noch, aber wir verabschiedeten uns schon mit „Auf Wiedersehen droben", und Donnerstag morgens erhielt ich telefonisch die Nachricht, daß er um 6 Uhr früh heimgegangen sei. Er hatte Mittwoch abends seine Spritze zur Nacht bekommen, war eingeschlafen und nicht mehr aufgewacht, bis um 6 Uhr früh Herz und Atem stille standen.

Viele haben ja D. Braun gekannt, dessen Stiefvater nach dem Tode seines rechten Vaters der weithin bekannte Sagradower Aelteste Gerhard Warkentin wurde. Braun hat wohl die längste Zeit seines selbständigen Lebens in Dawlekanowo, Ufa, zugebracht. Von seinen noch lebenden Kindern sind 1 Sohn und 2 Töchter hier in Ontario, Canada, und eine Tochter ist noch in Frunse bei Taschkent, Turkestan, im asiatischen Rußland.

Wenn alles so verläuft, wie es geplant ist, so werden an seinem Sarge heute nachmittag Bruder Heinrich H. Janzen, Leiter der M.B.G., Kitchener, und ich sprechen, und auf dem Mennonitenfriedhof am Ostende Kitcheners ist ihm das Grab gegraben.

Seine Witwe, seine Kinder und Großkinder trauern ihm nach, doch nicht als solche, die keine Hoffnung haben, — und werden ihn in gutem Angedenken halten.

Möge er sanft ruhen, bis der Auferstehungsmorgen anbricht!

*

Wir leben noch und danken Gott für allen Lichtschein der Gnade, der in unser Leben fällt, und von ihm kommt so viel Licht, daß auch die Schatten und Nebel dieser Erde es uns nicht nehmen können. Zwar wandeln wir in den Abend und müssen abgeben, — eins nach dem anderen, — aus der Zahl unserer Kinder, die nun auch bald über den ganzen nordamerikanischen Kontinent zerstreut wohnen und um ihre Existenz ringen, — und von alledem, was wir einmal durften und konnten.

Jeder Abschied von einem weiteren Familienglied, daß in die Ferne zieht, fällt schwer, aber wir freuen uns doch, daß die Kinder ihren Platz ausfüllen und ihr Brot verdienen können, wenn's auch ohne unsere Mithilfe geschehen muß, und in den meisten Fällen ganz weit ab von uns. Wir sind doch dankbar, — auch da-

für, daß der Herr uns noch soweit bei Kräften erhält, daß wir unser eigen Brot essen können. Aber daß wir so vieles nicht mehr können, was uns früher selbstverständlich war, das will mitunter etwas schwer werden. Es ist so viel zu tun, und wir beschikken so wenig in unserem hinfälligen Leibe.

Aber wir freuen uns, daß der Liebe keine Grenzen gesetzt werden können, weder durch Entfernung noch durch Körperschwäche, und auch diese Festzeit hat uns wieder so viele Liebesbeweise in's Haus gebracht, daß wir ganz und gar außer Stande sind, alle direkt zu beantworten. Darum wollen wir hier von Herzen dafür danken und allen, die uns lieb haben und uns das nun wieder so freundlich bewiesen, Gottes Segen und viel Mut und Freude für den ferneren Kampf des Lebens wünschen. Vergelt's Gott! — denn wir können es nicht.

Wie warm umgibt uns doch alle die Liebe, die aus Gottes Herzen entspringt und aus Menschenherzen widerstrahlt und uns Gutes tut! Das zeigt sich in so vielem, das wir dankbar genießen können, wenn wir's nur recht sehen. Hier nur einwenig aus meinem Tageslauf:

Morgens bringt mir meine Frau den Kräutertee, den ich trinken muß, und der mir sehr viel helfen soll und jedenfalls auch viel hilft, wenn ich's auch nicht sehr merke. Wir merken ja so vieles nicht. Vielleicht sind wir darum oft so undankbar. — Aber ich trinke meine Medizin immer aus einer schönen Tasse mit dem Porträt unseres Königspaares, und die Tasse hat mir jemand geschenkt, die uns lieb hat, und derer auch wir immer gern gedenken werden. Und bin ich mit meinem Frühstück fertig, und die Post mit vielen lieben Grüßen von nah und fern kommt, dann setze ich mich in einen schönen Stuhl, den mir die Liebe geschenkt und weich gepolstert hat. Da sehe ich alles durch und rüste mich für den Tag, und wenn dann in den Zeitungen mitunter auch ein Hieb für mich verborgen steckt, so kann ich ihn schon hinnehmen. Es tut ja weh, aber wo so viel Liebe zur Hand ist, da heilt die Wunde schnell. Nun gehe ich in meinen Arbeitswinkel und mache mich daran, die Aufgaben des Tages zu lösen, und vor mir auf dem Tisch tickt eine schöne kleine Uhr mit der eingravierten Aufschrift „Ihre Vancouver Freunde". Und neben mir steht der Bücherschrank mit dem schönen Untersatz für mein Papier und sonstiges Arbeitsgerät, — auch von lieben Händen und aus Liebe für mich gefertigt. Und von den Wänden grüßen Bilder und von den Komoden und Simsen Nippsachen, die alle von Liebe sprechen. Und Abens kann ich mich unter drei verschiedene hochstielige Stehlampen setzen, die sich alle darin eins sind, daß aus ihrem Lichtstrahl Liebe scheint und mir das Leben erhellt. Und nehme ich dann vollends die „Bilderdose" zur Hand und krame darin, und es leuchten mir so viele liebe Gesichter daraus entgegen, dann soll draußen doch der Wind toben. Drinnen ist es warm.

O, es gibt so viel Liebe und Licht in dieser Welt! Wenn wir's nur immer recht sehen könnten! Wieviel glücklicher würden wir sein, als jetzt, da wir fähig sind, all' das Warme und Schöne zu vergessen und uns dem Trübsinn hinzugeben über dem, was wir noch nicht haben, über dem, was uns entsinkt, und über dem, was uns alles anficht. Mensch, mach die Augen auf und sieh, wie reich Du bist, und Du wirst Gott danken!

Wollt Ihr mir vielleicht sagen, Ihr wäret nicht so reich wie ich?

Halt' mal etwas! — Ich habe ja wohl etwas „gepucht", aber wenn Du richtig zusiehst, wirst Du gewiß auch etwas — nein, viel zu rühmen finden.

Auf meinen vielen Reisen kam ich einmal, wie es übrigens oft geschah, in ein Haus, wo man auch mit mir ein recht herzliches Mitgefühl hatte, weil ich so oft von daheim weg sein mußte. Wir kamen auf mancherlei zu sprechen, und bei solchen Gelegenheiten vergesse ich mich manchmal und spreche Wahrheiten aus, die ich vielleicht doch lieber hätte verschweigen sollen. Aber liebe Leute locken einem manches heraus, was man eigentlich für sich hatte behalten wollen, und so kamen wir an jenem Abend auf die Betten zu sprechen, in denen ein Reiseprediger zu liegen kommt, — jede Nacht in einem anderen, — nun — und das sind jedenfalls sehr verschiedene Betten. Am schlimmsten sind die, die nach vorne abschüssig sind, so daß man die ganze Nacht turnen muß, um nicht abzustürzen.

Die Hausfrau stellte fest, daß dochwohl jedem sein eigen Bett das beste sei, was ich von ganzem Herzen zugab. Das dicke Ende aber sollte noch nachkommen, und als es zum Schlafengehen kam, hatte die freundliche Hausfrau sich und ihren, — ich glaube, innerlich widerstrebenden — Ehegatten ausgesiedelt und mir ihr Bett zurechtgemacht, damit ich doch auch einmal schön schlafen könne. Mir war die Sache nun schrecklich peinlich, und ich wollte alles zurücknehmen, was ich über die Betten gesagt hatte, aber es war zu spät — ich mußte jetzt schon vorwärts. Und Tantchen versicherte mich dessen, daß sie das beste Bett in aller Welt besäßen, und daß ich nun gewiß gut schlafen würde. Wer hätte gewagt, etwas dagegen zu sagen?!

Nächsten Morgen am Frühstückstisch fühlte ich mich sehr elend. Jetzt kam die Frage, wie ich geschlafen hätte, — und ich hatte nicht gut geschlafen. Der freundlichen Hausfrau das sagen, ging doch nicht, und ihr in die Augen lügen war einfach unmöglich. Die Augen sahen zu viel. Wie ich mich herausdrehte, kann ich Euch schon nicht mehr sagen, aber daß ich dabei rot wurde wie ein Schuljunge, das weiß ich noch.

Und das Bett war wirklich über alle Kritik bergehoch erhaben. So ein gutes haben wir zu Hause überhaupt nicht, — und doch, jenem Bett fehlte etwas: es war nicht meins, und es stand nicht zu Hause in unserem Schlafzimmer. Das war alles, was daran fehlte, aber das war bestimmend.

Nord, Süd, Ost und West, —
Zuhaus' ist's am best!

Ich bin gewiß, lieber Leser, wenn Du bei Dir zu Hause recht Umschau hälst, was Du da von Deinen lieben Kindern, von Deinen Freunden und vom lieben Gott hast, dann bist Du noch viel reicher als ich.

Und draußen scheint die Frühlingssonne, die Knospen schwellen. Es ist, als nehme jetzt alles den Anlauf, um auf den Wink des Frühlings „im schallenden Reigen" zu brechen. Sogar der Sturm, der unseren Ontario-Frühling durchbraust, hält heute den Atem an in Erwartung dessen, was kommen soll.

Heute tragen wir Dietrich Braun zu Grabe. Und morgen feiern wir Ostern, und das große Auferstehen leuchtet uns ins Erdenleben und spricht zu uns von dem Vater, der den Tod des Sünders nicht will, sondern daß er sich bekehre und lebe.

Mit frohem Ostergruß, Euer

Jacob H. Janzen.

## Programm

Wir lenken die Aufmerksamkeit der werten Leser noch einmal auf das Programm, das der Chor der Süd-End Menn. Br. Gemeinde am Donnerstag, den 5. Mai, in der Kirche der M. B. Gem., Nord-Ende, 621 College Ave., zu geben gedenkt.

Außer der schönen Kantate „Gotteskinder" von Emil Ruh (Schweiz), singt der Chor noch etliche andere Lieder, Frl. Anna Neufeld und Joh. H. Neufeld singen jeder ein Solo und das Streichorchester des Herrn Joh. Konrad spielt etliche Stücke. Frl. Helen Dojack ist die Pianistin für diesen Abend.

Eintritt ist 25 Cents und die Eintrittskarten sind bei den Sängern des Chores zu haben und am Abende des Programms an der Türe der Kirche. Der Ertrag von diesem Abend fließt in den Baufond unserer Gemeinde.

Joh. H. Neufeld, Dirigent.

## Einladung

**zum Nationalen Feiertag des Deutschen Volkes am 1. Mai.**

Das Deutsche Konsulat in Winnipeg ladet hiermit die deutschen Volksgenossen in Stadt und Land zu dem Nationalen Feiertag des deutschen Volkes, der am 1. Mai, nachmittags 3 Uhr, im Konzertsaal des Winnipeger Auditoriums festlich begangen wird, herzlich ein.

Ein reichhaltiges Programm wird die Feier umrahmen. Anschließend gemütliches Beisammensein.

### Concordia Hospital.

Concordia ist auch im vergangenen Jahre nicht müßig gewesen. Im Laufe des Jahres durften im Krankenhause 799 Kranke aufgenommen und 253 Ambulanzpatienten behandelt werden. Von diesen 799 Patienten waren 629 Mennoniten, während sich die übrigen aus den verschiedensten Denominationen rekrutierten. Die Anzahl der verursachten Pflegetage betrug 7043, von welchen auf die Kontraktpatienten 4863 und auf die Nichtkontraktpatienten 2180 fielen. Im Laufe des Jahres wurden im Krankenhause 152 Babies geboren und 4 Todesfälle waren zu verzeichnen.

Auch in finanzieller Hinsicht haben wir Ursache dankbar zu sein, denn wir haben nicht nur all unseren Verpflichtungen nachkommen können, sondern durften auch unser Inventar um den Wert von $1435.69 vergrößern, verschiedene Reparaturen unternehmen und eine Gartenanlage machen. Unsere Einnahmen sind von $19,365.60 im vorhergehenden Jahre auf $20,778.03 gestiegen. Eine erfreuliche Tatsache ist, daß wir in diesem Jahr auf $807.35 mehr Spenden erhalten haben als im vorigen Jahre.

Concordia der weiteren Fürbitte und Fürsorge der mennonitischen Gemeinschaft anheimstellend, verbleiben wir

Die Verwaltung

Winnipeg, Man.

## Mission

**An Bord der „Tübingen",**

Teure Geschwister im Herrn!

Wir grüßen Euch herzlich mit den Worten des 8. Psalmes: „Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkst". So kommt es uns bei der Betrachtung all der Schönheiten und Wunder Gottes immer wieder im Herzen auf, und doch glaubt der Mensch, all diese „Ueberlieferungen für Rückständige", Witze und Spott treiben zu müssen. Ja, der Mensch bleibt derselbe, wo er sich auch befindet und was er auch sein mag. Hier scheiden sich die Geister und Gesinnungen, wie auch bei Euch. Wir finden es oft furchtbar traurig, daß die Menschen trotz den Offenbarungen Gottes an dieser herrlichen Schöpfung so kalt vorübergehen können. Gemeinschaft mit den Gläubigen, wie wir sie sonst kennen, gibt es jetzt für uns nicht mehr auf dem Schiff. Wir sind nur 6 Passagiere. Die Harmonie war nur nach dem Ermessen der Weltmenschen gut, denn wenn diese ihre gleichgesinnten Menschen und die erforderlichen Mittel für ihre Freudenerzeugung (Whisky, Bier, Kartenspiel und die nötigen einschlägigen oft spöttischen Gespräche) haben, dann ist es nach ihrer Ansicht harmonisch. Wie traurig ist es aber für sie, wenn darunter ein anderer ist, wie wir es z. B. sind. Wir wissen uns hier verantwortlich, ihnen den Willen Gottes kundzutun. Als wir das persönlich an sie richteten, war natürlich die ganze Harmonie, die vorher gerühmt wurde, vorbei. Wir müssen es auf jeden Fall recht spüren. Was tut dieses aber, wenn wir einmal verkannt werden. Wie oft haben wir es dem Herrn und seinen Zeugen gegenüber ebenso getan. Unter allen Umständen möchten wir die volle Freudigkeit, wie sie uns Paulus in Röm. 10, 10 nennt, erlangen. In den letzten Tagen in Hamburg diente uns ein lieber Bruder mit diesem Wort: „Wenn uns Freudigkeit und Gewißheit fehlt, dann mangelt es bestimmt an dem persönlichen Bekennen." Dieses Wort diente mir sehr, denn wie oft habe ich schon in meinem Leben Zeiten der Freudelosigkeit festgestellt und mich gefragt, woran das liegt. Ich glaube, daß dieses Wort sehr der Beachtung für uns bedarf.

Unsere Reise ging am 15. Januar ab Hamburg. Sie war sehr abwechslungsreich in manchen Beziehungen. Von Hamburg nach Bremen war es sehr unruhig auf der Nordsee, und

meine liebe Frau fing bald an, unter der Seekrankheit zu leiden. In Bremen wurde dann wieder das übliche Löschen und Laden erledigt. Wir fahren auf einem Frachtdampfer, und darum sind diese Arbeiten planmäßig. Hier hatten wir die deutsche Zoll- und Devisenkontrolle. Wir hatten unsere letzten RM. 5,— ausgegeben, und so passierten wir mit 8 Pfennigen, die wir uns als Andenken verwahren wollen, ohne Schwierigkeiten ab. Jetzt reisen wir nur mit einem Check der himmlischen Bank. Deren Währung ist für alle Zeiten gesichert und gut; des Bankherrn Wort ist für uns die höchste Garantie, weil Er selbst die Wahrheit ist. Selbst das Vertrauen soll uns belohnt werden. Wir liegen also vollkommen in unseres Gottes Hand. Wohl sind wir durch diese strengen deutschen Devisenverhältnisse unseren mitreisenden Passagieren gegenüber in manchem benachteiligt. In den Hafenstädten können sie sich manches leisten, was für uns nicht möglich ist. Doch wir haben ja auf dem Schiffe alles und haben uns abgefunden, zufrieden zu sein mit dem, was vorhanden ist. Unsere RM 20,— müssen wir auch für die Portokosten sehr einschränken, weil ja die Auslandsbriefe teuer sind. Allen unseren lieben Freunden von hier nun zu schreiben, ist uns deshalb nicht möglich.

Wir liefen dann weiter den Hafen von Antwerpen an. Vor unserer Kabine steht eine Winde und verführt bei der Ladung einen großen Lärm. Wenn aber die nötige Müdigkeit vorhanden ist, dann schläft man trotzdem. Von hier aus ging es dann durch die bekannte stürmische Biskaya. Nach etwa 5 Tagen legten wir wieder in Lissabon an. Wer besonders froh von den Passagieren sich äußerte, war meine liebe Frau. Sie hat das Uebel der Seekrankheit ordentlich ausgekostet. Leider blieb mein Bemühen, Br. Binder zu finden, erfolglos. Hier war nun der letzte europäische Hafen. Wir bekamen auch noch einmal Post, von unseren lieben Geschwistern aus Wiedenest. Die Sonne war schon ziemlich warm in Portugal. Die Kinder und die meisten Menschen gehen barfuß. Unser Schiff wird noch hoch mit Stroh beladen, das nach Las Palmas verschifft wird. Diese Insel, Las Palmas und Tenerife, gehören schon zu den afrikanischen Inseln. Wir merken gut, daß wir uns dem Erdteile Afrika nähern. Die Verhältnisse der Menschen werden immer einfacher und ärmlicher. Die armen Frauen arbeiten den ganzen Tag mit an der Ladung. Alles wird auf dem Kopfe transportiert. Im Gegensatz dazu sieht man auch die anderen Frauen, die jedoch weniger als Kopflastenträger, sondern als Maler amtieren. „Der Gegenstand der Bemalung für diese Anstreicher", ist ihr eigener Körper. Die Hauptsache ist aber immer, daß sie bemalt sind, in welcher Farbe, scheint ihnen gleich zu sein. Ich sah bläulich im Gesicht angemalte Menschen. Außer diesen Menschen sahen wir aber auch die herrliche Schöpfung unseres Gottes. Wie majestätisch ragten die hohen Berge aus dem Wasser empor. Die Bewohner auf diesen Inseln sind fast alles Weiße. Das Klima ist gesund und man sieht große Unterschiede von reich und arm auf diesen Inseln dicht beieinander. Von hier aus fuhren wir dann nach Monrovia, wo wir nur etwa 2 Stunden lagen, um unsere 81 Neger für die Arbeit an Bord zu nehmen. Als unsere lieben schwarzen Freunde mit ihren Kisten und Feldbetten auf's Schiff kamen, brachten sie einen furchtbaren Geruch mit. Viele von Euch wären sicherlich weggelaufen, doch sie sind unsere „kostbaren schwarzen Diamanten", die wir hier suchen wollen. Mit einigen konnte ich mich schon etwas anfreunden. Kommt man ihnen mit einer menschlichen Behandlung entgegen, so merkt man gar bald ihren Stand. Sie leben äußerst einfach. Bei der anhaltenden Arbeit, von Sonnenaufgang bis zu ihrem Untergang (6—18 Uhr) leben sie von Reis, mit etwas Salzfleisch oder Stockfisch. In einem Eimer, den wir bei uns alle als Scheuereimer ansehen, bekommen sie ihren Reis gereicht. Es essen gewöhnlich 3 bis 4 aus einem solchen Gefäß. Mit der Hand einmal kurz durch das Salzwasser gefahren, heißt, die Hände gewaschen. Dann geht es mit der Hand, einer nach dem andern, in das große Gefäß. Sie drücken den mit Wasser einfach gekochten Reis etwas zusammen und haben dann einen Kloß. Dieser wird dann in den Mund geschoben, um den Hunger zu stillen. Dabei müssen sie natürlich auch trinken, und das geschieht einfach, ohne viele Worte, wie bei unserem Vieh. Ein Zinkeimer ist gefüllt mit Wasser und einer nach dem andern geht mit dem Kopfe hinein, um seinen Durst zu löschen. So lebt der Neger. O, ich könnte Euch noch viele andere Beobachtungen mitteilen. An Einfachheit sind sie wirklich nicht zu übertreffen. Dabei gehören unsere Neger hier dem unter amerikanischem Schutzherrschaft stehenden Freistaat Liberia an. Sie wollen auf einer höheren Stufe stehen. Sie sind geübte Arbeiter für die Seefahrt, allerdings Neger, die immer angestellt werden müssen für die Arbeit, sonst tun sie nichts. In den ersten Tagen an Bord haben sie den Rost vom Deck geklopft und alles mögliche angestrichen. Die Farbe verwenden sie dann auch für den persönlichen Gebrauch. Sie streichen sich nach Negerart ihre Hüte und Mützen, und was sie sonst noch besitzen, mit roter, blauer, grüner und weißer Farbe an. Es kommen ganz eigenartige Bilder hervor. Von ihrer Negersprache versteht man gar nichts. Nur auf Pigeon-Englisch kann man sich mit ihnen verständigen.

Durch eine Zwischenladung mußten wir Santa Isabel, die Hauptstadt von spanisch Guinea, anlaufen. Diese Stadt liegt auf der Insel Fernando-Po, gegenüber von Kamerun. Schade, daß das Wetter nicht klar war, sonst hätten wir den großen Kamerunberg gesehen. Die Stadt war von weitem sehr schön, ja malerisch zu sehen. Schade, daß man immer so viel verliert, wenn man die Plätze vom Nahen sieht, beim Besuch. Ich habe immer nur ein Wort, und bin deswegen weniger enttäuscht, es heißt „Afrika". Wenn ihr Hunger hättet und mit mir auf der Insel, ja in der Hauptstadt gewesen wäret, ihr hättet ganz sicher lieber Euren Hunger behalten, als ihn hier zu stillen. Die Wärme ist groß. Die Sachen auf dem Marktplatz liegen zu Tage in der Sonne, von vielen Fliegen belagert. Um den Durchgang zur städtischen Markthalle zu ermöglichen, halten sich die weißen Frauen Taschentücher vor die Nase. Die Frauen sitzen mit ihren Säuglingen als Verkäufer auf dem Markt.

Ich kam gerade dazu, wie sich auf dem Markte 2 Frauen zankten. Glücklicherweise kam es nicht zum Schlagen. Ein Passagier unseres Dampfers meinte zwar, es würde gleich losgehen. So spazieren wir durch die Straßen; mein Auge ist darauf gerichtet, eine evangelische Mission zu finden. Ich hätte zu gerne mit einigen Geschwistern wieder einmal Gemeinschaft gehabt. Leider sieht man hier nur Katholiken. Eine evangelische Station ist in der Nähe, aber für uns in der kurzen Zeit nicht zu erreichen. Wir nahmen hier mehrere Passagiere nach Bata auf. Die meisten sind Neger und Mulaten. Mit ihren wenigen Dingen, die sie besitzen, muten sie uns an, wie Zigeuner. Die Schwarzen schlafen an Deck. Sie besitzen eine Strohmatte, breiten sie auf dem Boden aus und schlafen allem Anschein nach, wie wir im Bett.

Nach der nächtlichen Fahrt landen wir in Bata. „Afrika!" Dies ist nun der erste Platz, wo wir unseren Fuß auf afrikanisches Festland setzen können. Unser Schiff liegt draußen, und die Sachen müssen alle durch Boote gelöscht werden. So schöne Hafenanlagen wie in Europa sieht man hier nicht mehr. Mit Motorbooten werden dann die Kähne an's Land gezogen. In einer gewissen Entfernung werden dann die Seile losgelassen, und die Neger rudern bis ans Land. Hier stehen nun ganze Scharen von Negern, um die Menschen und Sachen ans Land zu tragen. Zwei Neger, bis an den Leib im Wasser stehend, tragen mich ans Land. Meine liebe Frau wurde in einem Korbsessel durch 4 Neger getragen. Dies ist die bessere Art. Meine weißen Kleider hatten sofort vom schwarzen Erdteil etwas abbekommen. Es ist kurz nach Mittag, die Sonne brennt ordentlich auf uns herab. Ohne etwas zu tun, ist man dauernd am Schwitzen. Doch wir haben es ja nicht anders im Lande unserer lieben schwarzen Freunde erwartet. Ich kann es gut vertragen. Nachdem wir einen Rundgang durch die „Stadt" gemacht haben, zieht es meine liebe Frau vor, sich am Strande im Schatten aufzuhalten, um dem Treiben beim Ausladen durch die Neger zuzusehen. Ich ging dann in alle Winkel und in den „Busch". Dies ist der afrikanische Urwald. Hier gibt es Kokosnüsse und Kokosnüsse und nochmals dasselbe. Die Palmen hängen voll. Wohl 50 an einer Palme. Leider zu hoch für mich. Im Busch am Strande fand ich die Eingeborenen beim Abendbrot. Mit einer langen Bambusstange holten sie geschickt die Nüsse herab, ohne sie auf den Schädel zu bekommen. Ich erbat mir eine und bald erfüllten sie meine Bitte. Sie sitzen am Erdboden neben ihren Kanus und öffnen geschickt mit dem Buschmesser die Nüsse. Meine öffnete er auch. Wie erfrischend war das Wasser! Das waren nun meine ersten Eindrücke von einem Negerstamm. Vor Sonnenuntergang gehen wir wieder an Bord, um uns nicht unnötigerweise ungeschützt der Moskitengefahr auszusetzen. Hier sind wir wohlgeschützt, aber es herrscht dieselbe Temperatur. Die Ventilatoren laufen in allen Kabinen, doch die Luft, welche die Ventilatoren durcheinander wirbeln, ist warm wie die übrige. Die große Erfrischung bringt das tägliche Bad. Allerdings, das frische Wasser ist 28, 30 und 32 Grad warm. Wir finden es aber dennoch als eine Erquickung. Der schöne nächtliche Schlaf ist in den Tropen auch vorbei. Man liegt die ganze Nacht im Schweiße, ohne dabei etwas zu tun. Der Gebrauch des Ventilators ist auch sehr gefährlich wegen Zugluft. Die Abkühlung ist auf dem Schiffe geringer, als an Land, weil das schwarze Eisendeck des Schiffes zu viel Wärme in der Nacht abgibt. Wir wollen uns aber daran gewöhnen, selbst an das weniger Angenehme. Der Herr, der uns berufen, ja selbst den Weg geebnet hat, kann uns auch tüchtig machen für alles das, was uns bevorsteht. Ich stelle so oft freudig überrascht fest, für Afrika geschaffen zu sein. Das Chininschlucken ist mir auch nicht schwergefallen. Von den bösen Nebenwirkungen vom Chinin konnte ich nur einen leichten Druck am Herzen verspüren.

Heute liegen wir nun vor Benito (17. 2.). Um ans Land zu kommen, müssen wir eine Stunde mit dem Motorboot fahren. Ich war drüben, um das Land zu besehen. Die Weißen, meistens Kaufleute und weniger Farmer, „spielen sich wohl auf wie kleine Könige, aber sie sind Sklaven ihrer Leidenschaften". Sie werden auf ihr Tun, das Sünde ist, den Lohn bekommen nach dem Wort. Hier erlebt man das Wort des Apostels Paulus, der darin viel Erfahrung geschöpft hatte. Eph. 4. 17—19.

Mit einem Kaufmann hier in Benito kam ich in Anwesenheit einiger Matrosen von unserem Schiffe ins Gespräch über unsere Arbeit und unser Ziel. Wenn sie sich auch als erhabenere und aufgeklärtere „dünken", wir wollen nicht zurückhalten, sie aufmerksam zu machen, daß der Herr als Letzter der Sieger ist. Er wird sie finden. Jedoch schmerzlich empfinde ich es ganz anders noch, als bei uns in den Ländern der Weißen. Sie sehen das Elend der Schwarzen, aber der Mammon ist diesen Menschen zu tief im Herzen. Die Missionen sind ihnen sogar etwas Unliebes und Hinderliches, weil man dort die Neger anders behandelt, d. h. wie Menschen. Sie behaupten allerdings, mit ihrer Gewinnlust den Neger nur wie einen „Hund" behandeln zu müssen. Das sind nun unsere lieben Weißen, die sich noch „Christen" nennen. Ich

protestiere gegen solch ein Christentum. Der Herr schenke mir Weisheit und viel Liebe, diesen Menschen gegenüber allezeit in der rechten Stellung den richtigen Weg zu gehen. Ein Matrose, den ich bei dem Kaufmann traf, interessiert sich sehr dafür, wie ich in einem Jahr stehen werde und fordert meine Adresse. Der Herr ist treu, der uns auch bewahren wird.

Dieser Brief hat sich nun auch ziemlich verspätet mit dem Absenden, doch das ist Afrika. Wir haben wieder nichts von unseren vielen lieben Geschwistern gehört. In Pointe Noire sollen wir Post bekommen, also nach einer Zwischenzeit von 5 Wochen. Dazu sind wir noch auf einem europäischen Dampfer. Die Zeit mit der zweimal täglich ausgetragenen Post ist vorbei.

Auf dem Schiffe ist sonst alles wohl. Der Kapitän ist uns sehr freundlich gesonnen. Unsere Verpflegung ist sehr gut. Nächsten Samstag sollen wir in Matadi sein. Wir flehen sehr zum Herrn, daß Er alle unsere Wege dort ebnen möge. Wir vertrauen dem Herrn, daß Er uns das Geld für die Weiterreise in Matadi reichen wird. Immer näher rückt das Ziel; wir freuen uns sehr, bei unseren lieben Geschwistern bald zu landen.

Soeben sind wir in Kogo angekommen (19. 2.). Hier ist die Grenze von spanisch Guinea. Wir liegen direkt vor Kogo, wo die 2 Flüsse zusammenfließen und sich nach kurzem gemeinsamem Lauf in den Ozean ergießen. Gegenüber von uns liegt das französische Gebiet Gabun. Hinter diesem kleinen Stück Land liegt nun unser Land ,der belgische Kongo. Die letzten Passagiere, welche mit uns reisten, haben uns heute verlassen. Das kleine Kogo ist ganz neu angelegt. An allen Anlegeplätzen bin ich stark mit dem afrikanischen Hausbau interessiert. Kogo hat ein ganz neues Krankenhaus, das ich sofort besichtigen will. Gestern Abend hatten wir noch ein starkes Gewitter, wie sie in Afrika, nach den Erklärungen der Seeleute, nicht selten sein sollen. Regen, in Strömen, mit gewaltigem Sturm und heftigen Blitzen und Donnerschlägen. So gewaltig sind sie aber selten in Europa. Dieser Regen brachte uns Weißen eine große Erfrischung, aber unsere lieben „Naturkinder" froren und zogen sich Wollsachen bis an den Hals an. Dabei war es für uns noch warm.

Diesen Brief sende ich nun auf schnellstem Wege von Pointe Noire ab. Unsere lieben Geschwister dort werden sicherlich schon lange auf einige Zeilen von uns warten. Grüßt sie alle herzlich.

Sollten unsere lieben Geschwister Bartsch in der nächsten Zeit dort ankommen, so grüßt sie bitte herzlichst auch von uns. Ich hätte sehr gerne Br. Bartsch noch gesprochen und kennen gelernt. Leider war das bis jetzt nicht möglich und wir wissen auch nicht, wo er jetzt weilt. Wir wünschen ihnen eine recht gute Erholung in der Heimat. Möge sich der treue Herr an ihnen auch in der Heimat wunderbar verherrlichen. Wir empfehlen uns sehr Eurer Fürbitte, ja, wir danken Euch auch, die Ihr treu hinter uns steht. Allen denen, die es getan haben, möge der Herr es reichlich lohnen.

Im Herrn verbunden, grüßen herzlichst, Eure

Maria und Karl Kramer.

---

**Port Franqui, den 16. März 1938.**

Teure Geschwister im Herrn!

Wir grüßen Euch recht herzlich mit Jos. 1. Dieses Wort beschäftigt uns heute. Wir stehen vor dem Eingang in das verheißene Land. Daß es da viele Feinde und Widerwärtigkeiten gibt, haben uns die Passagiere auf dem Dampfer hier verkündigt. Heute Morgen haben wir das verheißene Land von ferne gesehen. Hier von Port Franqui aus ist es nur noch ein kleines Stück bis zum Ziele. Nun ist inzwischen allerlei Zeit vergangen und wir haben Euch manches von der wunderbaren Führung des Herrn zu schreiben. Keiner wird zu schanden, welcher Gottes harrt, das durften wir wieder einmal ganz deutlich erleben.

Wir sind am 27. 2. in Matadi angekommen. Dem Herrn sei Dank! Meine liebe Frau litt ziemlich unter Seekrankheit. In Matadi war aber alles vergessen, was in dieser Weise unangenehm war. Wir befahlen uns dem Herrn, der uns sicher diese 43 Tage auf der „Tübingen" bewahrt hatte, besonders auch für die Weiterreise. Vertrauten wir doch ihm, daß er uns auf irgend eine Weise (Seine Weise) das Nötige für die Weiterreise geben wird. In Matadi angekommen, erhielten wir Post von Br. Lenzmann aus Bololo. Diese lasen wir zuerst. Er hieß uns im Kongo herzlich willkommen und riet uns, Rev. Berg von der schwedischen Mission in Matadi zu besuchen. Ebenfalls erhielten wir zwei Briefe aus Deutschland, die uns nach der langen Reise ohne Nachricht sehr ermutigten. Nachdem wir die Briefe flüchtig gelesen hatten, mußten wir zum Mittagessen, dem letzten. Während wir am Tische saßen, kamen zwei Herren und warteten. Wir standen vom Tische auf, und da waren es die Brüder von der schwedischen Mission. Sie hatten gehört, daß der Dampfer angekommen sei, und kamen gleich im Auto herab, um uns zu empfangen. Wir wußten nicht, wie dem Herrn zu danken für die Erhörung unserer Gebete. Dann reichte uns Rev. Berg einen Brief, wo geschrieben stand, daß aus Canada telegraphisch eine Summe von 5776 belgischen Franken überwiesen sei. Dann bekamen wir auch noch einen Geldbrief aus der Schweiz. Wie uns zu Mute war, das will ich Euch verraten. Unsere Augen blieben beim Schauen der Führungen Gottes nicht trocken. Es soll dies zwar nicht männlich sein, aber wir konnten uns beim Denken an unseren gütigen und lebendigen Gott nicht der Tränen erwehren. Ja, wir müssen an das Wort des Herrn denken: „Habe ich dir nicht gesagt, wenn du glauben würdest, so würdest du die Herrlichkeit Gottes sehen." Joh. 11, 40. Er hat alles wohlgemacht. Der Kapitän des Schiffes war sehr nett zu uns. In seiner väterlichen Fürsorge hat er uns angeboten, auf dem Schiffe zu bleiben, bis unsere Sachen erledigt seien. Wir haben viel Gepäck. Weil wir kein Geld mitnehmen dürfen, haben wir vieles in Waren. Es gehen insgesamt 32 Stücke durch den Zoll. Rev. Berg hat sich unserer sehr angenommen für den Transport und am Zoll. Ich machte eine Aufstellung und hatte bald etwas bange, viel bezahlen zu müssen. Haushaltsachen sollen verzollt werden, und diese haben wir ja viele. Die Sachen sind aber meistens etwas gebraucht und beim ersten Kommen in den Kongo ist manches frei. Wir kamen mit einer Zahlung von Frs. 360 billig davon. Wir hatten viel Arbeit, an einem Tage alles zu erledigen. Da waren unsere Eintragungen beim Gouverneur zu machen, die Bankgeschäfte sowie Zoll und Weitertransport auf der Eisenbahn zu erledigen. Am Montag Abend war alles getan. Als wir uns auf dem Dampfer verabschiedeten, waren sie sehr verwundert, wie schnell alles bei uns gegangen sei. Ja, wir haben einen wunderbaren Herrn, der allen hilft, die Ihm vertrauen. Am Dienstag Morgen fuhren wir dann mit der Eisenbahn nach Leopoldville. Anfangs hatten wir einen Wagen allein. Unterwegs trafen wir noch Geschwister von der schwedischen Mission, die 2 Stunden mit uns fuhren. Die Fahrt geht durch afrikanischen Busch. Der Zug ist ebenso bequem wie bei uns, nur die Bänke dünken uns etwas härter zu sein. 12 Stunden dauert die Reise auf der Eisenbahn. Der Zug fährt ziemlich schnell. Unsere Maschine faßt oft Wasser, sie scheint in der Hitze ebenso durstig zu sein, wie wir. In Matadi haben wir Proviant für den Tag und reichlich Wasser in Flaschen gefaßt. Unterwegs gibt es nichts zu kaufen, weil wir in einfachem Zuge fahren. Jeden Donnerstag fährt ein Zug, beonders für die Weißen, mit Speisewagen. Wir wollen aber schnell nach Leopoldville, wegen des Gepäcks, um alles gut erledigen zu können. Die Bahnhofsgebäude der Strecke Matadi-Leopoldville ist eine Lust zu besehen. Die schmucken Häuschen sind von einem schloßartigen Park umgeben. Ich hatte meine Freude daran, sie mit baulichen Augen zu besehen. Es wird hier viel an Flußregulierungen und Dämmen gearbeitet. Wir durchfahren Strecken mit Plantagen von Zuckerrohr und Oelpalmen und wiederum den echten afrikanischen Urwald. Die Verhältnisse werden afrikanischer, je weiter wir nach Leopoldville und ins Innere kommen. Unser Wagen ist jetzt auch reichlich mit Schwarzen besetzt. Ihre Unterhaltungen sind so laut, daß es einem in den Ohren schmerzt. Nach Leopoldville konnten wir leider nicht schreiben, weil die Zeit zu kurz war. Br. Lenzmann empfahl uns die Heilsarmee und Rev. Berg das Union Mission House. Wir empfahlen uns dem Herrn, uns an den richtigen Platz zu führen. Gegen 17 Uhr stiegen in unsern Zug Geschwister von der Heilsarmee ein. Ich erkundigte mich bei ihnen sofort nach Major Bequet. Da stand er vor mir, und als ich einige Worte zu ihm geredet hatte, lud er uns sofort ein, bei ihm zu wohnen. Wir erleben handgreiflich die Hand des Herrn. In Leopoldville verließen wir den Zug, und die Geschwister der Heilsarmee brachten uns im Auto in ihr Haus. Die Geschwister haben uns sehr viel Liebe erwiesen. Ich besuchte alle ihre Arbeiten und auch mehrere Häuser. Ihr Auto ist ein afrikanischer Missionswagen. Sie befördern damit Menschen und Material.

Ich besuchte dann während des Aufenthaltes Missionar Oehrnemann, den Vertreter der Evangel. Mission im Congo. Dort trafen wir auch mit den Geschwistern Moser zusammen. Sie kommen nach Afrika zurück und gehen auf ihre Station nach Mukedi. Ebenfalls machte ich einen Besuch im Union Mission House. Missionar Lutete, der Leiter des Hauses, ein Schwarzer, beförderte mein Gepäck. Mit den Schwarzen bin ich gut ausgekommen. Dies war das erste Mal, wo ich mit den lieben Naturkindern etwas unternehmen mußte. Am Montag Morgen, den 7. 3. verließen wir mit dem Dampfer „Endracht" (Eintracht) Leopoldville. Der Name des Dampfers soll für uns alle Zeit symbolisch bleiben. In elf Tagen sollen wir an der Djiongo-Beach landen. Von dort aus soll dann der letzte Teil unserer Reise zurückgelegt werden. Dort werden uns dann eine Anzahl unserer wilden Neger erwarten, die auf Befehl der Obrigkeit uns und unsere Sachen nach Bololo tragen. Daß dort nach kaufmännischen Berechnungen nichts zu machen ist, und wir viele und große Schwierigkeiten haben werden, sagen uns viele auf dem Schiff. Dies besagten uns die Staatsmänner, deren wir mehrere auf dem Schiffe haben. Selbst der Staatsmann von Dekese, der Br. Bartsch gut kennt, ist mit seiner jungen Frau hier auf dem Schiffe. Wir wissen, daß wir viele Schwierigkeiten in diesem wilden Gebiete zu erwarten haben. Wir haben aber auch schon immer damit gerechnet, und um ein angenehmes Leben zu haben, sind wir auch nicht nach hier gegangen. Das köstlichste Wissen ist uns aber, daß der Herr bei uns ist als ein rettender Held. Auf ihn dürfen wir vertrauen, nur bei uns ist es immer noch so mangelhaft. Dies beschämt uns oft tief. So schauen wir dankbar rückwärts und mutig vorwärts. Der Herr ist mit uns. Er ist treu und steht zu Seinem Wort, uns nicht zu verlassen, noch zu versäumen. Mit fröhlichem Herzen ziehen wir nach Bololo, um die Arbeit des Herrn zu tun, für die er uns gerufen hat.

Wir danken Euch allen recht herzlich, die Ihr Euch als Werkzeuge des Herrn gebrauchen ließt. Wir danken von Herzen für die überwiesene Summe. Der Herr möchte allen Gebern der Vergelter sein.

Sonst befinden wir uns sehr wohl. Nach der letzten Nachricht von Br. Lenzmann war Schw. Siemens krank. Wir hoffen, daß sie wieder wohlauf ist. So der Herr Gnade schenkt, hoffen wir, gegen Ende April einen kleinen Erdenbürger zu begrüßen. Grüßt nun bitte alle Geschwister dort recht herzlich von uns.

Wir empfehlen uns Eurer Fürbitte und danken allen, die mit uns in dieser Weise verbunden sind. Im Herrn verbunden grüßen Eure

M. und K. Kramer.

**Bololo, Congo Belge,**
den 18. Febr. 1938.

Teure Geschwister und Missionsfreunde!

Einen innigen Gruß mit Zeph. 3, 11: „Der Herr, der König Israels, ist bei dir, daß du dich vor keinem Unglück mehr fürchten darfst.“ Hätten wir nicht diese und ähnliche Verheißungen in Gottes Wort, auf die wir uns in letzter Zeit hätten stützen dürfen, so hätten wir viel Ursache gehabt, uns zu fürchten. Die Verheißung aber, und das Bewußtsein seiner Gegenwart in Stunden des Unglücks und der Trübsal machen das Herz wieder ruhig und fest, auch in solchen Lagen. Dieses haben wir in letzter Zeit reichlich erfahren dürfen.

Den 1. Februar durfte ich die Reise nach Tekese antreten, die ich Geschäfte halber machen mußte. Ich erhielt die nötigen Träger und Gott schenkte Gnade zur Reise. Ich traf den Staatsmann zu Hause und durfte unsere Lage in Bololo mit ihm durchsprechen. Er gab uns das Versprechen, nach Möglichkeit mitzuhelfen. Wir hoffen, mit seiner Hilfe erfolgreicher arbeiten zu können. Schließt auch unsere Staatsmänner in Eure Gebete ein. Die Ausbreitung des Wortes Gottes wird durch die Einstellung des Staatsmannes entweder gefördert oder gehemmt.

Ganz unerwartet und zum großen Schrecken der Schwestern erkrankte Schw. Siemens am 3. Februar ganz plötzlich, nachdem sie schon längere Zeit nicht ganz wohl gefühlt hatte. Fieber und Schüttelfrost bemächtigten sich ihrer. Ihr linker Fuß, der eine kleine Wunde hatte, schwoll sehr. Da die Geschwulst stark höher ging, vermuteten die Schwestern Blutvergiftung. Unser Regierungsarzt arbeitete zur Zeit neun Tagereisen nördlich von Bololo. Auf seine Hilfe war nicht zu rechnen, denn was in 18 Tagen bei Blutvergiftung geschehen kann, weiß jedermann. Deshalb entschlossen sich die Schwestern Harder und Siemens, sofort nach Bulape zur Nachbarmission zu gehen, um beim dortigen Arzte Hilfe zu suchen. Bulape ist 3½ Tagereisen von Bololo. Am nächsten Morgen jedoch kamen die Träger nicht, die sich den Abend vorher willig erklärt hatten zum Gehen. So schickten sie denn zwei Eilboten nach Medizin. In solcher Lage lernt man Telephon, Automobil und Krankenhaus schätzen; aber man klammert sich auch fester an den Herrn.

Am 5. erhielt ich die Nachricht, ich solle sofort nach Hause kommen. Ich befand mich bereits auf dem Heimwege, 9 Stunden von Hause. Nun ließ ich Kipoy und Träger zurück und eilte auf dem Rad vorwärts. Es war ein ausnahmsweise heißer Tag, dazu gerade in der Mittagszeit. Nach drei Stunden kam ich ganz erschöpft in Djoli-Oshwe an. Hier führte der Herr es so, daß ich vier Männer bekommen konnte und die Strecke von Djoli-Oshwe bis Djongo-Oshwe, wo man das Rad fast gar nicht brauchen kann, auf der Kipoy zurücklegen konnte. Drei Uhr nachmittags traf ich in Bololo ein. Der Herr hat vor schlimmen Folgen der Hitze und Anstrengung bewahrt, wofür wir Ihm dankbar sind.

Schw. Siemens Lage hatte sich inzwischen bedeutend gebessert. Wir glaubten sie aller Gefahr enthoben. Sie war nahe daran, Sonntag schon aufzustehen.

Als wir Montag erwachen, hören wir Stimmen auf dem Hof. Als ich zum Fenster hinausblicke, sehe ich zu meinem nicht geringen Erstaunen einen weißen Mann stehen. Für den ersten Augenblick wußten wir nicht, wer uns in so früher Morgenstunde besuchen sollte. Die Sache klärte sich bald. Es war Dr. Chapman und Mr. De Land von der A. P. C. M. von Bulape. Sie waren auf Schw. Harders Bitte nach Medizin und Rat sogleich selbst gekommen. Sie kamen Sonntag, den 6., 6 Uhr abends, auf dem Auto bis Lodi, wo der Autoweg aufhört. Hier hatten sie Aufenthalt. Die Leute weigerten sich, des Nachts auf den Fluß zu gehen. Nach drei Stunden gelang es ihnen, genug Ruderer, die sie gewaltmäßig nehmen mußten, zu bekommen, die sie den Sankuru hinunter bis Djongo-Beach brachten, wo sie Mitternacht landeten. Da sie dort keine Menschen bekommen konnten, mußten sie den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen und kamen 6 Uhr morgens hier an. Wir freuten uns sehr zu ihrem Kommen, sahen es jetzt aber schon fast für überflüssig an, da Schw. Siemens bedeutend besser war. Von wie großem Wert ihr Erscheinen für uns dennoch war, erfuhren wir erst nach der Untersuchung. Der Arzt stellte Rose fest, begleitet mit einer starken Vergiftung mit Streptokokken, welches durch die kleine Wunde am Fuße in ihren Blutlauf gelangt war. Es würde nach seiner Aussage noch etliche Wochen währen, ehe sie aller Gefahr enthoben sei. Der Arzt gab ihr sogleich die entsprechende Medizin und verordnete strenge Bettruhe. Der Herr hat soweit vor einem Rückfall bewahrt. Gegenwärtig befindet sie sich auf dem Wege der Besserung. Wir hoffen, sie geht der vollen Genesung entgegen. Nächste Woche gedenkt sie, das Bett schon zeitweilig zu verlassen. Wir sind dem Herrn für die wunderbare Hilfe viel Dank schuldig. Er kann helfen, wo Menschenhilfe versagt. Dann aber auch dem Arzt und Mr. De Land, die keine Mühe, selbst Lebensgefahr, nicht gescheut haben, um uns Hilfe zu bringen. Einmal die Gefahr auf dem Flusse des Nachts der vielen Krokodile wegen. Dann hatten sie einen seltsamen Empfang in Djongo-Beach. Als sie das steile Ufer hinaufgehen, hören sie Stimmen, und im nächsten Augenblick sieht Dr. Chapman drei gespannte Bogen auf sich gerichtet. Er legte sofort seine Kugelflinte an, die er bei sich trug. Auch gab er und seine Begleiter den Befehl, die Bogen sofort zu werfen. Die Männer befolgten die Befehle sogleich. Hätten sie es nicht getan, wäre Menschenblut geflossen. Dr. Chapman war gerade daran, den Hahn zu ziehen, denn er wußte nicht, ob sie nicht von einer ganzen Bande umringt waren. Eine Verwundung mit einem giftigen Pfeile hat meistens den Tod zur Folge. Wiederum hat der Herr bewahrt.

Auch in anderen Gefahren hat der Herr uns wunderbar bewahrt. Sonntag, den 6., erblickte ich auf der Veranda eine Schlange. Als ich hinauskam, war sie verschwunden. Vor etlichen Tagen sehen wir, daß einer unserer Sprüche von der Wand gefallen war. Als ich ihn am nächsten Tage aufhebe, liegt eine junge Schlange darunter. Sie war vom Boden die Wand entlang zur Erde gefallen und hatte dabei den Wandspruch mit zur Erde gezogen. Ich konnte sie mit meinen schweren Schuhen sofort töten. Wie leicht hätte unser Mädel, die jetzt in dem Alter ist, wo sie jede Dose und jeden Winkel untersucht, das Bild aufheben können und ahnungslos ihre kleine Hand der bissigen Schlange hingereicht haben. Wir sehen darin nichts anderes als Gottes Bewahrung. Dieses stärkt unser Vertrauen in Gott, daß Er unsere Kleinen auch weiterhin bewahren kann, weit besser als wir es vermögen.

Am selben Sonntag abends gewahrten wir zu unserem Schreck, daß wir nicht Petroleum, sondern Gas in den Lampen hatten. Man hatte uns von Port Franqui nicht Petroleum, sondern Gas geschickt. Schw. Lenzmann hatte es nun schon eine ganze Woche während meiner Abwesenheit gebraucht. Auch hier hat der Herr seine schirmende Hand gehalten und vor einem furchtbaren Unglück bewahrt.

Doch nicht genug damit. Am selben Abend, 9 Uhr, hören wir ein Grollen, ähnlich einem nahenden Wirbelwind. Im nächsten Augenblick klirrt die Lampe auf dem Tisch, die Stühle zittern und die Wände dröhnen. Ein Erdbeben. Es war nur ein Stoß, der etliche Sekunden anhielt, aber keinen sichtbaren Schaden anrichtete. Das gibt ganz seltsame Gefühle, wenn zu all dem Vorhergehenden der Boden unter den Füßen unsicher wird.

Das Mitgeteilte soll Euch, werten Missionsfreunde, veranlassen, mit uns Gott für seine wunderbare Bewahrung und Hilfe zu danken. Wir fühlen uns unter Gottes Schutz sicher und fürchten uns nicht. Und trifft vieles dennoch zu, so wissen wir, Gott hat es in seinem weisen Ratschluß so bestimmt.

Es ist den Medizinmännern gelungen, einen unserer treuesten Lehrer von der Mission zu locken und wieder hinab in das Heidentum zu ziehen. Die Macht der Finsternis ruht auch hier nicht und zieht in letzter Zeit alle ihr zu Gebote stehenden Mittel ins Feld gegen die Ausbreitung des Wortes Gottes. Dennoch wird das Wort den Sieg davontragen. Einen anderen Lehrer haben wir Ungehorsams wegen von der Mission schicken müssen. In letzter Zeit haben sich 8 andere Knaben zur Lehrerklasse gesellt. Wie lange sie bleiben werden, ist uns unbewußt. Die Opposition gegen die Mission nimmt noch immer zu, zum großen Teil geschürt durch den Häuptling, hinter welchem wir die Katholiken vermuten. Neben dem vielen Entmutigenden gibt es aber auch noch vieles, das uns Freude bereitet und Mut und Ausdauer zur ferneren Arbeit gibt. Es sind in letzter Zeit mehr Kranke mit den verschiedensten Leiden zur Mission nach Hilfe gekommen. Auf der Mission als solcher haben wir gegenwärtig keine Kranken.

Wir erwarten Geschw. Kramers im Laufe eines Monats und freuen uns schon sehr zu ihrem Kommen. Möge der Herr sie hier zu großem Segen setzen und uns viel Segen in der gemeinschaftlichen Arbeit schenken.

Geschwister, werdet nicht müde, für die Mission zu beten. Auch dieses Werk, wie auch uns selbst Eurer Fürbitte empfehlend, Eure Geschwister im Herrn

Tina und H. Lenzmann.

**Hamburg**, den 15. 3. 38.

Liebe Geschwister!

Einen herzlichen Gruß der Liebe zuvor aus Deutschland an alle Mitarbeiter von „Pniel“ mit Ps. 121.

Da ich gerade eine stille Stunde habe, wo alle meine Lieben „ausgeflogen“ sind, will ich schnell ein paar Zeilen über den Ozean senden.

In dem Gewühl der Großstadt und all den politischen Ereignissen in jüngster Zeit, scheint es so, als ob nicht Muße zu finden ist, Euch einmal wieder zu schreiben. Es war auch lange so sehr unentschieden mit Schw. B.'s Lage, daß ich diesbezüglich doch nichts Klares schreiben konnte. Nun sich der Krankheitszustand bedeutend verschlimmert hat, muß ich Euch doch die Lage schildern. Beim Tropeninstitut sind wir mehrere Mal gewesen und haben eine Generaluntersuchung bei Schwester Bartsch vornehmen lassen. Von den Flecken im Gesicht hat der Tropenarzt Blut und Schuppen genommen, aber scheinbar nicht ausgefunden, was es für eine Krankheit sei. Wir merken, daß der Flecken allmählich blässer wird und dann sich zu gewissen Zeiten wieder rötet.

Hier in Hamburg liegen jetzt noch etliche Einladungen vor. Mich interessieren besonders die Kreise, die an unserer Mission im Congo beteiligt sind.

Von der Politik in Europa ist nicht not zu schreiben. Da lest Ihr alles in den Zeitschriften. Es ist möglich, daß wir Ende April mit dem C.P.R.-Dampfer nach Canada kommen werden.

Von Afrika haben wir seit dem 15. Februar noch keine Nachricht erhalten. Kramers sind schon dort, nach den Berichten zu folgern. Wir sehnen uns schon, Euch recht vieles zu erzählen und mit Euch Probleme zu beraten. Die Abfahrt von hier hängt von Annas Gesundheit ab. Es wird hier viel für uns gebetet und dort sicherlich auch.

Mit Gruß aus Psalm 121 verbleiben wir Eure im Herrn verbundenen

H. und A. Bartsch.

— Der kleine Afrika-Bote.

Die
Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House
Winnipeg, Manitoba
Hermann Neufeld, Editor

Erscheint jeden Mittwoch

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $1.50
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:

Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

## Zur Beachtung.

1/ Kurze Bekanntmachungen u. Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.

2/ Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der neuen auch den der alten Poststation an.

3/ Weiter ersuchen wir unsern Leser, dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch das Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.

4/ Berichte u. Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter u. nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

## Todesnachrichten.

Schw. Katharina Wall, Sanford, erlitt am Karfreitag Morgen einen Schlaganfall. Am folgenden Mittwoch durfte sie auf den Ruf ihres Herrn eingehen in die Herrlichkeit. Der Herr tröste die trauernde große Familie.

### Berichtigung.

In der Rundschau vom 16. März, Seite 6, heißt es in dem Todesbericht der Schw. Helena Letkemann, im zweiten Abschnitt: „Im Jahre 1875 kam sie mit ihrem Manne nach Canada, und sie siedelten in der Ostreserve, in der Nähe von Lowefarm, Manitoba, an, wo ihr Mann starb.“ Es soll heißen: „. . . in der Ostreserve, im Dorfe Schönsee, wo sie wohnten bis zum März 1899 und zogen dann in die Nähe von Lowefarm, wo ihr Mann am 15. Oktober 1904 starb.“

### Der Tod geht auch an jungem Leben nicht vorbei.

Obige Wahrheit erfuhren schmerzlich unsere lieben Freunde Franz und Liese Thießen, Oak Lake, als Sonnabend, den 19. März ganz unerwartet ihr geliebter Sohn Isaak im Alter von 20 Jahren mit einem Mal durch den Tod von ihnen genommen wurde. Mit den betrübten Eltern trauern die Geschwister, Freunde und Nachbarn um den allgemein beliebten, frischen Jüngling.

Er war um 8 Uhr abends in den Stall gegangen, um den Pferden noch etwas Heu einzulegen. Vorher hatte er sich noch beim Milchschleudern mit seiner Mutter freundlich geneckt. Es war außer ihm zur Zeit nur noch sein jüngerer Bruder Franz zu Hause, da sein Vater in dieser Zeit bei den Geschwistern in Morris weilte. Franz setzte sich aufs Rad und fuhr nach Oak Lake die Post holen. Da Isaak aus dem Stall nicht zurückkehrte, glaubte die Mutter, er sei zu ihren Kindern, P. Lettemann, die ganz in der Nähe wohnen, gegangen. Mit der Zeit kam Franz nach Hause. Der kleine Sohn von P. Letkemann holte ihren Teil der Post. Die Großmutter fragte ihn, ob Isaak dort sei, und als der Junge das verneinte, wurde die Mutter unruhig. „Am Ende ist er gar tot im Stall, geh sieh doch einmal nach, Franz!“, sagte sie nun zu diesem. Und welch ein Schrecken kam über sie, als Franz totenblaß aus dem Stall zurückkehrte mit der kurzen Botschaft: „Ja, Isaak liegt tot in einem leeren Pferderaume.“ Nun stürzte die unglückliche Mutter in den Stall und sah wirklich ihren geliebten Isaak tot am Boden liegen. Auf das laute Klagen von Mutter und Bruder kamen nun die Nachbaren; der Arzt wurde gerufen, dann die Polizei. Untersuchungen wurden angestellt. Die Leiche wurde nach Virden genommen und dort geöffnet. Es war schwer, die Ursache des Todes festzustellen. Der Jüngling war bisher ganz gesund gewesen. Sein Körper zeigte keine Verletzung. Bei Eröffnung der Leiche zeigte auch das Herz keine Fehler. Von den Aerzten wird als möglich hingestellt, daß der junge Mann an einer Gehirnverletzung gestorben ist. Er hatte am Hinterkopfe eine Narbe von einer früheren Wunde. Diese Narbe war in den letzten Tagen sehr angeschwollen.

Wie furchtbar daheim der Schreck der Mutter und Geschwister! Außer Franz sind noch zwei verheiratete Schwestern in der Nähe, die Geschw. Peter und Johann Letkemann. Ebenso schrecklich war der Schmerz des Vaters, als ihm bei seiner Rückkehr von Morris auf dem Bahnhof zu Winnipeg der Tod seines Sohnes gemeldet wurde.

Es war ein trauriges Begräbnis. Beim Schmerz der Angehörigen, unter denen nun auch ein aus weiter Ferne zum Begräbnis gekommener älterer Bruder, sowie die treue Braut des Verstorbenen war, mußte ich immer wieder denken: Wie haben sie ihn alle so lieb gehabt!

Er hatte Ahnungen von einem baldigen Sterben. Ich hatte vor kurzem an diesem Ort mit der Jugend einen kurzen biblischen und deutschsprachlichen Kursus. Mir gefiel das frische, offene, einnehmende Wesen des Jünglings. Vor einem Jahr hatte er sich taufen lassen. Er hat sich, wie wir fest annehmen, innerlich an Jesum Christum gehalten, und wir dürfen bestimmt hoffen, daß er aufgenommen ist in die ewigen Hütten des Friedens. Das sei Euer Trost, Ihr lieben Hinterbliebenen!

Uns allen aber diene dieser Fall zu ernster Warnung, denn auch uns kann der Herr ganz plötzlich aus diesem Leben abrufen.

Im Auftrage
J. H. Enns.

### Leamington, Ont.

Allen Verwandten und Bekannten diene hiermit zur Nachricht, daß unser geliebter Schwager Heinrich H. Martens im kalten Norden Rußlands in der Verbannung am 23. Januar d. J. seinen Qualen erlegen ist. Und wie wir zuversichtlich hoffen, in ein besseres Jenseits übergegangen ist. Er ist alt geworden 62 Jahre, 10 Monate und 2 Tage.

Ich lasse eine kurze Lebensbeschreibung des Verstorbenen folgen:

H. Martens war auf dem Gute Brodsky, Melitopoler Kreis, geboren, wo er auch seine Jugendjahre verlebte. Er diente dann 4 Jahre auf der Forstei. Nach der Dienstzeit heiratete er meine Schwester Helene, geb. Töws, und sie zogen dann auf ihr Gut Domacha im Pawlogradschen. Von dort zogen sie im Jahre 1911 nach Artatasch im Melitopoler Kreis. Während des Krieges diente er in der Krim bei dem Komando in Zapalach. Als die Revolution anfing, flüchteten sie nach Halbstadt, und als der Selbstschutz zusammenbrach, gingen sie mit den Weißen mit bis Augustabe, in der Krim. Kamen dann wieder, als die weiße Armee vorging, zurück nach Halbstadt. Hier starb ihm seine Frau Helene. Nachher nahm er eine Stelle als Verwalter auf einem Sowchos bei den Roten an. Doch nachher wurde er dieses Postens enthoben und auf einige Zeit eingesteckt, jedoch wieder entlassen. Er wohnte dann einige Zeit in Münsterberg an der Molotschna. Im Jahre 1923 heiratete er zum zweiten Mal, und zwar wieder meine Schwester, Maria Dück, die ebenfalls inzwischen Witwe geworden war. Sie wohnten dann mehrere Jahre in der Stadt Berdjansk, wo sie in einer sogenannten deutschen Artelj arbeiteten. Doch nach einiger Zeit wurde H. Martens von den Roten nach Marienpol geschickt, wo er über ein Jahr in Untersuchungshaft im Gefängnis gehalten wurde, dann aber freigesprochen wurde.

Sie zogen dann nach dem Kaukasus auf die von einer deutschländischen Gesellschaft gegründeten Konzession „Drusak“. Daselbst hatten sie mehrere Jahre verhältnismäßig gut. Als in Deutschland die Nationalsozialisten ans Ruder kamen, wurde diese Konzession aufgehoben und die Deutschen, die sich dort angesammelt hatten, verstreuten sich und man fandete nach ihnen. H. Martens mit Familie und Schwiegersöhnen wanderte in ein Vorstädtchen von Pjatigorsk. Doch mußten die Männer immer auf der Hut sein, um nicht den Häschern in die Hände zu fallen. Jedoch vor etwa zwei Jahren ereilte sie das Schicksal und Martens wurde mit seinen Schwiegersöhnen nach dem Norden in die Verbannung geschickt.

Er war schon krank, als er abgeschickt wurde, litt an Asthma. Dazu schlechte Kleider, u. er ist schließlich auch seinen Quallen dort erlegen. Der kurze Bericht von meiner Schwester besagt, daß er trotzdem im vollen Glauben sein Leiden geduldig hinnahm und auf eine baldige Erlösung hoffte, und sein letzter Brief lautete: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein!“ Der Bruder von H. Martens, Thomas Martens, hält sich ebenfalls im Kaukasus auf. Ihm waren die Füße so angefroren, daß er im Hospital liegen mußte. Dessen Frau Maria, geb. Schröder, war an den Nerven ganz zusammengebrochen, hat viel gelitten und konnte auch, Gott sei Dank, durch den Tod davon erlöst werden.

Jacob Corn. Töws.
Leamington, Ont.

### Winkler, Man.

Möchte durch die Rundschau unseren lieben Freunden und Bekannten in Canada, den Ver. Staaten und in Mexiko wissen lassen, daß unsere liebe Schwester Elisabeth gestorben ist. Wenn uns ihr Dahinscheiden auch nicht zu sehr betrübt, so schmerzt es uns um so mehr, wenn wir an ihr Leben und ihr Ende denken. Sie ist alt geworden 36 Jahre, 3 Monate und 17 Tage. Krank ist sie gewesen 30 Jahre. Schon in ihrem 6. Lebensjahr bekam sie Rheumatismus. Die Eltern haben viel damit gedoktert, aber anstatt besser, wurde es immer schlechter mit ihr. Als sie 20 Jahre alt war, verlor sie das Gehen völlig und mußte von der Zeit an liegen oder sitzen. In dieser sitzenden Stellung auf dem Fahrstuhl wurden ihre Glieder so steif, daß sie nicht mehr zurückgebogen werden konnten. Wenn auch ihre Hände verkrüppelt waren, so konnte sie doch noch mit der rechten Hand bis an ihr Ende schreiben. Sie beschäftigte sich auch viel mit Briefeschreiben und sie hatte sich durch ihre Briefe viele Freunde hier in Canada und in den Ver. Staaten gemacht, das beweisen die vielen Briefe, die sie bekommen hat und die nicht selten Liebesgaben enthielten.

### An die neuen Leser!

Wir senden eine Anzahl Probenummern der „Mennonitischen Rundschau“ aus. Wir bitten, dieselbe zu prüfen und uns dann zu schreiben. Auf eine jede Bestellung wird der Name in die regelmäßige Leserliste eingetragen.

Sollte irgend jemand zwei Nummern erhalten, so bitten wir, die zweite Nummer freundlichst einem Nichtleser zu übergeben, uns aber auch darüber Nachricht zu geben. Euer Editor.

Zuletzt, da die Schmerzen immer größer wurden und sie oft schwer krank war, brachten wir sie nach Winkler ins Hospital. Da ihr da aber nicht geholfen werden konnte, wurde sie nach Winnipeg ins General-Hospital überfuhrt, aber auch hier konnte ihr nicht geholfen werden. Sie wurde immer schwächer, bis der Tod am 7. Februar ihrem Leiden ein Ende machte.

Da Umstände halber keiner von uns in den letzten Tagen bei ihr gewesen ist, so haben wir nicht genau erfahren, was man mit ihr getan hat. Als wir die Nachricht von ihrem Tode erhielten, fuhren ich und Abr. Neufeld gleich und holten die Leiche zurück nach Kleefeld. Wir sahen nur, daß der Leib von oben über der Brust bis unten aufgeschnitten war, und daß auch ein Elbogen und ein Fußgelenk geöffnet waren. Ob sie es vor ihrem Tode oder nachher getan haben, wissen wir nicht. (Ich habe sie im Krankenhause besucht. Die Oeffnung der Leiche wurde nach dem Tode vorgenommen. Ed.)

Sie wurde am 13. Februar von dem hiesigen Schulhause aus auf dem Blumenfelder Friedhofe beerdigt, alwo ihr Leichnam jetzt ruhen kann. Ihre letzten Worte und Briefe geben uns voll Vertrauen, daß Gott ihre Seele aus Gnaden angenommen hat. Trotzdem am Begräbnistage ein starker Schneesturm über das Land fegte, hatten sich doch viele Trauergäste eingefunden. Peter Töws hielt die Leichenrede. Lieder wurden aus dem großen Gesangbuch gesungen: Nr. 705 und 412. Am Sarge wurde noch das Lied „Kommt, tretet nahe an den Sarg" vorgelesen und dann nach der zehnten Melodie gesungen.

J. B. Neufeld.

R.R. 2, Box 10, Winkler, Man.

P. S. — Sollte jemand in die Lage geraten, daß er einen Fahrstuhl benötigt, der möchte sich an obige Adresse wenden.

**„Sie ist nicht mehr!"**

Ja, meine geliebte Gattin und unsere Mutter Susanna B. Klassen, geb. Penner, ist von uns geschieden. Schon längere Zeit fühlte sie sich kränklich, da entschloß sie sich, sich einer ärztl. Untersuchung zu unterwerfen und der Arzt stellte Krebs fest. Dieses erschütterte uns tief, aber nicht die Mutter. Nein, ganz ruhig und getrost ergab sie sich ihrem Schicksahl. Es war uns noch vergönnt, das Fest der Goldenen Hochzeit zu feiern. Von da an nahm die Krankheit jedoch stetig zu, bis sie sich am 25. November auf's Krankenbett legte, von welchem sie nicht mehr aufstand.

Obzwar Mutter schwer litt, hat sie doch nie geklagt, denn sie fand Trost und Kraft dort oben beim himmlischen Vater. Sehnsüchtig wünschte sie sich, erlöst zu werden, und zwar wollte sie so gerne noch zu Weihnachten bei ihrem Herrn und Heilande sein. Jedoch sollte sie noch länger leiden, um als geprüfte, doch bewährte Dulderin eingehen zu dürfen zu ihres Herrn Freude. Am 9. März, 1/2 7 Uhr abends, erlöste der Herr sie von ihrem 6-monatlichem schwerem Leiden, so daß sie sanft entschlief. Wir glauben fest, daß der Herr unsere liebe Mutter zu sich in die himmlische Wohnungen genommen hat, wo Er abwischen wird alle Tränen von ihren Augen, und wo kein Leid und Schmerz mehr sein wird.

Meine liebe Gattin und unsere Mutter ist alt geworden 70 Jahre, 11 Monate und 14 Tage. Sie hinterläßt mich, ihren Gatten, 5 Kinder, 12 Großkinder und 1 Urgroßkind. Ein Groß- und 1 Urgroßkind sind ihr im Tode vorangegangen.

Den 12. März fand die Leichenfeier in der Reinländer Kirche statt, wohin die Leiche aus ihrem Heime nach Absingen des Liedes „Wir wollen dich nicht halten", welches von Br. H. Harder vorgesprochen wurde, überführt wurde. Viele Teilnehmer erschienen, so daß die geräumige Kirche bald gefüllt ward. Br. J. Klassen machte die Einleitung mit Gebet und einer kurzen Ansprache, anknüpfend an 1. Kor. 13, 13. Auf Wunsch der Verstorbenen sollte Aelt. J. Bückert die Leichenrede halten. Doch da selbiger noch nicht von seiner Amtsreise zurückgekehrt war, übernahm Br. C. Krahn das Wort. Als Text diente ihm Röm. 14, 7—9. Warme Worte des Trostes durften wir vernehmen. Während Br. Krahn noch redete, erschienen die beiden Brüder J. Bückert und J. Wiens. Br. Krahn brach nun in seiner Rede ab. Br. Bückert erklärte in kurzen Worten, wie er die Nachricht erhalten habe und hergeeilt sei, und bat Br. Wiens, eine Ansprache zu halten. Das Lied „Sie ist nicht mehr" wurde gesungen. Br. Wiens sprach über 1. Mose 25, 8. Nun folgte das Lied „Im Herrn entschlummert". Aelt. J. Bückert knüpfte seine Leichenrede an 1. Petri 1, 3 und 4 und 2. Tim. 1, 12. Am Schlusse betete Br. Bückert noch mit uns. Wir durften auch etliche schöne trostreiche Lieder von Geschw. Kröker vernehmen. Hierauf wurde die Leiche zu dem nahen Friedhof getragen. Noch einmal durften wir unserer Mutter ins blasse Antlitz schauen, dann wurde der Sarg zugedeckt und in die kühle Erde gesenkt. Ein kurzes Gebet, ein Lied und bald darauf ein Grabeshügel. Noch ein stilles Gebet und wir verließen den stillen Ort. Nach einem schlichten Mahle im Trauerhause hielt Br. H. Harder noch eine Ansprache, in welcher er uns das Wiedersehen so recht warm ans Herz legte. Zum Schlusse sangen wir noch das Lied „Wann schlägt die Stunde", welches wir oft am Krankenbette gesungen.

All den vielen Besuchern während ihres Krankseins und all den Teilnehmern rufen wir ein herzliches „Vergelt's Gott" zu.

Der trauernde Gatte

David Klassen, und Kinder.

**Starbuck, Man.**

Den 19. März wurde in Winkler unser selig im Herrn entschlafenes Mütterchen, Anna J. Boschmann, begraben. Die Leichenfeier fand in der Kirche der Menn. Br. Gemeinde statt. Die Feier wurde von Pred. J. Warkentin mit Lesen des Lieblingspsalmes der lieben Mutter, der 23., und Gebet eingeleitet. Darauf sprachen die Brüder Joh. Wiens über Offb. 12, 10—11 und Abr. Unruh über Ebr. 4, 9ff., welche von der Sabbatsruhe des Volkes Gottes handeln.

Die liebe Verstorbene ist 72 Jahre, 3 Monate und 9 Tage alt geworden. Sie ist eine Johann Goossens Tochter aus Liebenau, Molotschna, Süd-Rußland, und geboren am 26. Nov. a. St. 1965.

Ausgangs der 80-ger Jahre des vor. Jahrhunderts wurde in Muntau, unweit von Halbstädt, das später in weiten Kreisen bekannte Krankenhaus, wohl das erste in den Mennonitenkolonien, gegründet von Prediger Franz Wall aus der Krim. In diesem Hospital war Anna Goossen die erste Krankenschwester mit einer andern Schwester, einer Anna Töws, zusammen.

Am 30. November 1893 — 28 jährig — verheiratete sie sich mit unserm Vater Johann Jak. Dyck von Samojlowka und übernahm damit die nicht weniger schwere Aufgabe, Mutter von 8 noch minderjährigen Kindern zu werden, von welchen der älteste Knabe damals 15 Jahre alt war und der jüngste etwas über ein Jahr alt. Diese Ehe war kinderlos.

Um etliche Jahre nahm Mutter bei Dr. Petkau in Muntau, ich weiß nicht wie lange, Unterricht in der Pflege von Wöchnerinnen und wurde Hebamme, in welchem Beruf sie neben den Mutter- und Hausfraupflichten viele Jahre auf Samojlowka und Umgebung gearbeitet hat.

Im Herbst 1905 zogen unsere Eltern von Samojlowka nach Ladekopp an der Molotschna, wo Mütterchen dann auch noch außer ihren alten Vater J. Goossen, der schon jahrelang bei unsern Eltern sich aufgehalten, unsern über 80 Jahre alten Großvater Jak. Dyck treu und mit viel Liebe bis zu dessen Heimgang gepflegt hat.

In der Kriegszeit zogen die Eltern von Ladekopp nach Schönsee, wo sie in der Revolutionszeit während der Parteikämpfe, welche oft gerade hinter Tokmak in den Mennonitendörfern stattfanden, recht viel Schweres durchgemacht und erlebt haben. Dort durften die Eltern auch in aller Stille im Kreise der nächsten Verwandten und mehrerer ihrer Kinder am 30. Nov. 1918 ihre Silberne Hochzeit feiern, gerade etliche Tage vor einem erneuten Einbruch der Banditenbande des berüchtigten Machno in die deutschen Dörfer. Dort in Schönsee starb auch unser jahrelang kränkelnder Vater Joh. Dyck am 17. Sept. 1922 und ließ Mütterchen mit einer Pflegetochter in recht schweren Verhältnissen verwaist zurück.

Im November 1925 kam Mutter mit dem einen Sohn und dessen Familie den schon vorher hierher nach Canada eingewanderten andern Kindern nach und hielt sich längere Zeit bei diesen unweit von Dominion City, Manitoba, auf. Später hat sie auch bei Altona gewohnt, auch längere Zeit bei Morris und McTavish, wo sie trotz Alters noch als Hebamme mit Erfolg und im Segen gewirkt hat. Später ist sie dann 2 Jahre in Ontario bei den inzwischen dorthin gezogenen Kindern gewesen.

Am 31. Mai 1931 verheiratete sie sich mit dem sie jetzt tief betrauernden und betrübten Gatten Jakob Boschmann, damals Whitewater, Man. Die lieben Alten zogen Umstände halber im Frühjahr 1932 von Whitewater nach Winkler, wo sie zusammen in nun bald 7jähriger Ehe außer viel Freude auch nicht vor Leid verschont geblieben sind. Zweimal hat Mütterchen in einem Zeitraum von 5 Jahren schwere Krampfanfälle gehabt. Hat aber auch in Winkler noch, mit des Herrn Hilfe, trotz Alter und nicht mehr allzubester Gesundheit, längere Zeit eine schwer krank liegende alte Tante pflegen dürfen. Also wieder gedient, wie immer in ihrem ganzen Leben. Jetzt ruht sie aus von all ihrer Arbeit und ist daheim.

Dreimal in längeren Zwischenräumen hat sie Schlaganfälle gehabt, das letzte Mal am 12. März nachmittags, nachdem sie aber schon seit dem 23. Sept. 1937, also schon beinahe 6 Monate lang, fast ganz hilflos im Bett hat zubringen müssen. Auch ihre geistigen und geistlichen Kräfte hatten sehr gelitten, auch konnte sie schon lange nicht mehr gut sprechen. Die letzten 5 Tage waren jetzt noch besonders schwer. Doch still — sie ruht, sie ist am Ziel.

Endlich kam Er leise (ihr Heiland, an den sie sich so fest anklammerte), nahm sie bei der Hand und führte sie von der Reise, heim ins Vaterland. Jetzt hat sie ausgerungen, jetzt ist sie da, wo Ihm wird gesungen — ein Hallelujah! Und unser Mütterchen, die in gesunden Tagen so viel gesungen hat, singt dort jetzt mit.

Im Auftrage des lieben Vaters, J. Boschmann, ihr Sohn

P. Dyck.

**Gurnsey, Sask.**

Unsere Mutter, Elisabeth Boschmann, geb. Pankratz, wurde geboren am 18. Okt. 1879 in Süd-Rußland, wo sie auch ihre Jugendjahre verlebte. Im Jahre 1904 trat sie mit Peter Boschmann, unserm Vater, in den Ehestand. 24 Jahre durften sie zusammen Freude und Leid teilen. 1926 starb Vater und noch im selben Jahre wanderte sie mit 5 Kindern vom Dorfe Fischau, Molotschna, aus nach Canada. Hier gingen sie bei Guernsey auf eine Farm, wo sie bis an ihr Ende gewohnt hat. Am 19. Oktober 1937 schlug ihre Erlösungsstunde und sie ging heim im Glauben an ihren Heiland, dem sie treugeblieben bis an ihr Ende.

Lange und schwer hat sie gelitten. Ein Jahr hat sie im Bette zugebracht. Sie hatte ein Herzleiden und wurde noch 2 Monate vor ihrem Tode vom Schlag gerührt. Gerne wäre sie noch bei uns geblieben, war sie uns doch eine sorgende und betende Mutter, aber der Herr hatte es anders bestimmt. Sie hat ihre Arbeit getan.

Sie hinterläßt 3 Söhne, 2 Töchter, einen Schwiegersohn und ein Großkind.

David Braun.

# Pfarrtöchterlein Gretel.

von

L. Haarbeck.

(Fortsetzung.)

„Es tut nichts", tröstete die Mutter, „wenn er auch ein Jahr später sein Abiturium macht."

Aber aus dem Abiturium wurde nichts. Das wahr sehr bald klar, denn zwei Jahre später mußte der „Goldjunge" die Quinta wiederholen. „Wenn er ja nur das Einjährige bekommt," tröstete sich die Mutter, „das Einjährige muß er haben, denn der „Goldjunge" kann doch nicht drei Jahre dienen!"

Aber auch „das Einjährige" bekam er nicht, trotzdem er erst mit siebzehn Jahren die Schule verließ. Die Mutter konnte sich nicht entschließen, den jungen Menschen fortzugeben, damit er etwas lernte. Der „Goldjunge" ließ sich das Schlaraffenleben ohne Arbeit gern gefallen, stand spät auf, rauchte teure Zigarren und aß und trank nach Herzenslust.

Da griff der liebe Gott mit seiner mächtigen Hand dazwischen, denn er wollte nicht, daß Fritz verloren ging. Die Mutter starb nach kurzer Krankheit, und Fritz mußte in die Lehre zu einem Kaufmann. Aber das Rechnungenabschreiben war ihm viel zu langweilig. Er machte es, wie er es als siebenjähriges Kind gemacht hatte, er lief davon. Seine beiden Brüder taten alles, was in ihren Kräften stand. Sie versuchten es mit Liebe und mit Strenge, aber es half alles nichts, Fritz war und blieb ein Faulpelz, der nur seinem Vergnügen leben wollte, der Schulden machte, und dann bei den Brüdern Hilfe suchte. Von drei Stellen hatte man ihn schon weggejagt, die Brüder wurden immer unwilliger, und da dies dem „Goldjungen" unangenehm war, erklärte er, er wolle nach Amerika fahren und dort sein Glück suchen. Die beiden Brüder hatten viele Bedenken, aber Fritz, dessen Eigensinn nicht abgenommen hatte, bestand darauf. So legten die Brüder zusammen, um den „Glodjungen" genügend mit Kleidern, Geld und einer Schiffskarte zu versehen. Dann reiste er hinüber ins große, wechselvolle Land der Arbeit, den Kopf voll von schönen Plänen und Luftschlössern. Und es ging herrlich anfangs. Das Leben war genau so, wie er es sich gewünscht hatte, denn von dem Geld seiner Brüder ließ es sich prächtig leben. Wohl beschlich ihn manchmal eine geheime Angst darüber, was werden solle, wenn das Geld alle war.

„Morgen suche ich mir Arbeit", sagte er dann jedesmal, aber es blieb immer nur beim guten Vorsatz.

Endlich waren aber seine Taschen leer, und das war gut. Er meinte zwar, irgend ein Glück oder auch die verhaßte Arbeit müsse ihm in den Schoß fallen, denn er war sein ganzes Leben nie gewohnt gewesen, für sich selbst zu sorgen. Die Arbeit kam aber nicht von selbst, und das Glück blieb auch aus; das sollte er bald bitter genug erfahren. Die Tränen traten ihm in die Augen, als er am ersten Tage seiner Leidenszeit an einem Hotel vorüberging, wo viele junge Herren zu Mittag speisten. Auch, wie roch das Fleisch so würzig! Und wie knurrte sein Magen! Er hatte gar nicht gewußt, daß Hunger so unangenehm war! Er ging weiter und sah, wie ein Straßenkehrer ein Stück Brot und eine Wurst verzehrte. Wie glücklich schätzte er den Mann!

So schlenderte er mit leerem Magen und sorgenvollem Herzen durch die belebten Straßen von New York, vorbei an eiligen Menschen und an rasselnden Wagen bis er am Hafen stand, wo er vor vierzehn Tagen so hoffnungsfroh gelandet war. „Hunger, Hunger!" war sein einziges Denken, als der Abend herbeigekommen war. Wo sollte er schlafen? Zurück in sein Hotel konnte er nicht, denn der Wirt hatte seinen Koffer und seine Kleider zurückbehalten, weil er einen Teil seiner Rechnung nicht hatte bezahlen können.

„Hunger! Hunger!" stöhnte er und ließ sich endlich ganz erschöpft auf einer Bank in einer Gartenanlage nieder. „O wäre er daheim geblieben! O Brüder! Brüder! Mutter! Mutter!" schluchzte er, „warum kam ich hierher, wo ich keinen Menschen verstehe, wo kein Mensch mich versteht?"

So jammerte er lange Zeit, bis er endlich einschlief. Erschöpfung und Hunger mögen wohl die Ursache seines langen Schlummers gewesen sein, es tagte bereits, als er fröstelnd erwachte. „Ich muß etwas tun, damit ich ein Frühstück bekomme," sagte er laut, „sonst verhungere ich heute ganz gewiß. O mein Magen, mein Magen!" Sollte er fragen, ob er beim Straßenreinigen helfen könne? Nein, das schickte sich nicht für ihn, das durfte er nicht tun. Oder sollte er beim Umladen der Steine am Hafen helfen? Nein, dazu fühlte er sich zu schwach, und die Arbeit war auch zu gewöhnlich!

„Mein lieber, junger Mann," sagte plötzlich eine Stimme neben ihm, „wenn ich Ihnen raten soll, dann nehmen Sie die erste Arbeit, die sich Ihnen bietet." Es war ein älterer Herr, der das Selbstgespräch des „Goldjungen" angehört hatte, ein Deutscher, der in Geschäften des Weges kam.

Fritz sah ihn groß an. Er war zu müde und zu hungrig, um zu antworten, darum fuhr der andere fort: So wie Sie, kam auch ich nach Amerika. Hätte ich nicht gehungert, ich könnte heute noch nicht arbeiten. Ich könnte Ihnen ein Geldstück in die Hand drücken und sagen: gehen Sie und kaufen Sie sich ein Frühstück. Das würde Ihnen aber gar nichts nützen, dann wären Sie morgen genau so weit wie heute. Die größte Wohltat erweise ich Ihnen, wenn ich Sie hungern lasse. Suchen Sie Arbeit. Sie finden sie überall. Und wer hier arbeitet, der wird auch bezahlt, der braucht nicht zu hungern. Und das, was Sie vorhin gesagt haben, daß Straßenkehren nicht schicklich für Sie und das Steineumladen zu gewöhnlich sei, das ist Unsinn reiner Unsinn! Wer arbeiten kann, soll arbeiten, es ist ganz einerlei, ob er die Straßen kehrt oder ob er eine große Erfindung macht. Die Hauptsache ist, daß der Mensch seine Arbeit gewissenhaft und pünktlich tut. Und merken Sie sich, keine Arbeit ist eine Schande."

„Ach, würden Sie mir nicht jetzt eben aus der Not helfen, nur damit ich mir irgendwo ein Stück Brot kaufen kann? Ich will es später zurückbezahlen, ganz gewiß."

„Nein", sagte ernst der fremde Mann, „arbeiten Sie irgend etwas, das ist gescheiter. Sie werden mir es später noch danken, daß ich Ihnen nichts gegeben habe."

Und so war es auch. Jenen fremden Mann pries Fritz Albrecht sein Lebtag als den Gründer seines Glückes.

Er half jenen Morgen noch die Straßen von New York kehren, und einige Stunden später saß er, ein Stück Brot und eine Wurst in der Hand, vergnügt am Hafen und war fest überzeugt, daß ihm in seinem ganzen Leben so gut noch nichts geschmeckt habe. Als er sich neu gestärkt fühlte, half er beim Umladen von Steinen, aß mit der Schiffsmannschaft ein kräftiges Abendbrot und erhielt soviel Geld, daß er ein Nachtquartier und ein Frühstück bezahlen konnte.

Wie dankbar lag er jenen Abend in seinem Bett! Wie müde war er, so recht gesund müde, wie er es noch nie gewesen war! Zum erstenmal seit langen, langen Jahren faltete er die Hände und dankte dem lieben Gott.

Wofür dankte er? Für sein einfaches Brot und für sein hartes Nachtlager u. dafür, daß er hatte arbeiten dürfen!

Am andern Tag regnete es heftig. Das war ein arger Schrecken für unsern armen Fritz, der gleich nach dem Frühstück wieder in die Arbeit gehen wollte. Er suchte Arbeit, aber er fand keine. Lange, lange überlegte er, dann aber eilte er entschlossen in das Hotel, wo er in der ersten Zeit geschlafen hatte. Dort bat er um Arbeit. Er hatte kurz vor seinem Weggehen gehört, daß ein Hausbursche krank geworden war.

„Die Stiefel sind zwar schon alle gewichst", sagte der Oberkellner, etwas erstaunt auf den früheren Logierherrn herabsehend, „aber die Messer können Sie putzen, der Hausbursche ist immer noch krank."

Vier Wochen lang hatte Fritz in dem Hotel sicheres Unterkommen und sicheres Brot. Ja, er nahm so viel Geld ein, daß er seinen Koffer auslösen konnte. Alle seine freie Zeit verwendete er auf das Erlernen der englischen Sprache, und er freute sich nicht wenig, als er merkte, wie jede Bemühung mit Erfolg belohnt wurde. Jetzt schrieb er auch einen wahrheitsgetreuen, frohen Brief an seine Brüder, die sich viel Angst und Sorge um ihn gemacht hatten.

Nach vier Wochen ging das Wandern wieder los, aber das war nicht mehr so traurig. Einige Tage half er noch bei den Schiffen, dann trat er als Verkäufer in einem Geschäft ein. Hier blieb er über ein Jahr, dann kam er in ein großes Kohlengeschäft, in welchem er sich nach einer Reihe von Jahren zum ersten Buchhalter emporarbeitete. Der reiche Kohlenhändler war schon alt und überließ nach und nach immer mehr das Geschäft seinem ersten Beamten Fritz Albrecht, der nach dem Tode des alten Herrn das ganze, große Geschäft übernahm und nach wenig Jahren ein sehr reicher Mann war.

Dann heiratete er eine schöne, reiche und gute Engländerin und fing an, sich nach der lieben Heimat zurückzusehnen. Seinen Brüdern schrieb er dankerfüllte, frohe Briefe und machte ihnen und ihren Kindern eine Freude, wo er nur könnte. „Gott sei Lob und Dank", schrieb er einmal, „daß ich habe arbeiten lernen! Es war nicht leicht, aber jetzt bin ich glücklich. Hätte mich Mutter damals, als ich aus der Schule lief, am Ohrläppchen genommen und zurückgeführt zum Lehrer, dann hätte ich nicht nach Amerika zu reisen brauchen, um ein ordentlicher Mensch zu werden."

Endlich war der Entschluß gefaßt, Fritz Albrecht trat mit seinem süßen, dreijährigen Töchterchen, das genau so schön war wie einst sein Vater, die Heimreise nach Europa an. Ellen war der Eltern Herzensfreude, und das Kind wurde nicht fertig, zu erzählen, wie lieb es Onkel und Tante und ihre Kinder in Deutschland und Großpapa und Großmama in England haben wollte. Ach, und wie ganz anders kam alles!

Das große, stattliche Schiff näherte sich der Küste Englands, es fuhr eben in den immer unruhigen, gefährlichen Aermelkanal ein, als ein heftiges Gewitter mit furchtbarem Sturm losbrach. Die beiden Eltern saßen mit ihrem Kinde in der Kajüte und baten den lieben Gott um Schutz, die Wärterin der kleinen Ellen jammerte und weinte, weil sie die Reise unternommen hatte, und der Diener und die Jungfer starrten sprachlos vor sich hin. Die Nacht brach herein und der Sturm dauerte fort. Alle Matrosen waren an der Arbeit, unheimlich mischte sich ihr Rufen in den Lärm der wütenden Elemente.

Einen Augenblick war alles still, dann ein furchtbarer Krach! Ein lauter Schrei! Alle fuhren in die Höhe. Der Sturm hatte das Schiff auf ein Felsenriff geschleudert, es war leck geworden, und das Wasser drang so schnell ein, daß alle Arbeit der Matrosen vergeblich war. Alles stürzte auf Deck, alle drängten den niedergelassenen Rettungsbooten zu. Frau Edith hielt ihr Kind fest in den Armen. „Mit dem Kinde zusammen kann ich dich nicht herunterheben!" ruft ihr Mann, der bereits im Rettungsboot stand.

„So nimm zuerst das Kind!" schreit die Mutter, aber die Wärterin, hinter ihr stehend und um ihr Leben bangend, reißt ihr Ellen aus der Hand und ruft: „Machen Sie vorwärts ich reiche Ihnen gleich das Kind ins Boot!"

Frau Edith gehorcht, sie steht im Rettungsboot und wendet sich rasch nach ihrem Liebling um, der Vater streckt die Arme danach aus! Da hört er ein dumpfes Gurgeln, lautes Schreien vieler Stimmen, sein Kind ist vor seinen Blicken verschwunden, die kalte, grausame See, das furchtbarste Ungetüm dieser Erde, hatte das Schiff und viele, viele Menschen verschlungen.

(Fortsetzung folgt.)

# Dirk Tellner

**Eine historische Geschichte aus dem Leben der Mennoniten in Pennsylvanien.**

**Von P. K. Martens.**

(Fortsetzng)

Im Bette des Hospitals ähneln sich die Menschen mehr, als sonst wo; hier fällt ein großer Teil des Ansehens und Unterschiedes weg und in den meisten Fällen sucht der Geist des Menschen Annäherung zu Gott in dieser Lage, und daher sind die Hospitäler Schulzimmer des großen Meisters.

„Wie heißest Du, Schwester?" hatte am folgenden Tage Dick seine Pflegerin gefragt.

„Ich heiße Francis."

„Und wie heißt die Nachtschwester?", fragte er weiter.

„Ihr Name ist Nora."

„Sie ähnelt meiner Mutter, als selbige jung war."

Als die Schwestern abends wechselten und Nora wieder den Nachtdienst antrat, teilte Francis ihr mit, was Nummer 67 gesagt habe, daß sie seiner Mutter ähnele, als die noch jünger war.

Beide lachten und schieden von einander.

„Dieses Mal sind Sie dem Tode sehr nahe gewesen, Herr Tellner", bemerkte am darauffolgenden Tage Nora unter anderm. „Ob Sie wohl wissen, welcher Wochentag heute ist?", fragte sie etwas ironisch.

Dick versuchte sich zu sammeln und sein Gedächtnis zu erfrischen und ihr zu zeigen, daß er wüßte, aber er bestand sein Examen dieses Mal nicht. Als Nora ihm dann beibringen wollte, daß dieses der einundzwanzigste Tag nach seinem Unfall sei, wollte er es ihr schlecht glauben. Sie meinte scherzweise, er hätte genügend Grund, seinen Geburtstag zu verlegen, weil er etwa zwanzig Tage geistig abwesend gewesen wäre.

„Nun", sagte er mit etwas Besorgnis, indem er die Stirne in Falten zog, „mir dauert meine gute Mutter. Ich wollte ihr am Tage des Unglücks schreiben, daß ich glücklich und gesund von Alaska zurück sei und nun sind noch zwanzig Tage draufgegangen. Ich wünschte, ich könnte ihr irgendwie Nachricht schicken."

„Ich könnte für Sie schreiben, Herr Tellner, falls Sie es für gut ansehen, wenn ein Brief von fremder Hand über Ihren Unfall Ihre Mutter nicht zu sehr erschrecken und erregen würde. Wollen Sie nicht auch Ihrer Familie von Ihrem Unfall kurz Nachricht schicken?"

„Ich habe keine Familie, nur meine Eltern und einen Bruder."

„Nun, genug für heute Abend, Sie sind noch zu schwach, einen Brief an ihre Mutter zu diktieren. Nachdem Sie gut geschlafen und sich ausgeruht haben, schreibe ich morgen früh, nachdem Francis mich abgelöst hat, für Sie an Ihre Mutter. Jetzt regen Sie sich bitte nicht weiter auf, morgen früh. Sehen' Sie?"

„Morgen früh, wenn ich noch lebe", wiederholte er leise. „Falls ich aber sterben sollte, so nehmen Sie meine Adresse und schreiben Sie meiner Mutter von meinem Unfall und Tod, und grüßen Sie sie von ihrem ungehorsamen Sohn Dick."

Bei diesen Worten konnte er seine Gefühle nicht gut bemeistern und verfiel in Schluchzen und Tränen kamen ihm aus den Augen.

Nora war besorgt um ihn und versprach den Wunsch zu erfüllen, wischte ihm die Tränen aus den Augen und verbot ihm, sich weiter zu bekümmern.

Er hatte eine gute Nacht gehabt. Seine Schmerzen hatten ihn einige Male aufgeweckt und nur um 12 Uhr nachts hatte Nora ihm eine Unterspritzung gegeben, um die Schmerzen zu betäuben. Er war schon 6 Uhr erwacht und hatte munter aus den Augen gesehen. Nora hatte sich über ihn gefreut und ihn gelobt, daß er sich so gut benommen und versicherte ihm, er würde nun bald genesen. Er hatte sofort wieder den zu schreibenden Brief erwähnt, doch Nora meinte, sie würde das später besorgen. Als sie von Francis abgelöst wurde, holte sie sich Schreibpapier, zog sich den Bleistift aus den Haaren ihres Hauptes, setzte sich neben ihn auf den Stuhl und sagte: „Nun, Herr Tellner, was soll ich ihrer Mutter schreiben." Er diktierte:

„Meine lieben Eltern!

Ich bin glücklich zurück von Alaska. Die Reise ging gut, aber ich hatte einen Unfall hier in San Francisco und mußte zum Hospital. Ich werde bald besser sein und selber schreiben. Sorgt nicht um mich.

Dick"

Nachdem Nora ihn gelobt hatte, daß er in einem so kurzen Briefe so viel gesagt habe, verabschiedete sie sich von ihm, versprach, den Brief auf die Post zu tun und entfernte sich.

Während Francis ihn wusch und etwas Nahrung reichte, sprach er zu ihr von seinen guten Pflegerinnen, und wie ein gutes Mädchen Nora sei und wie sie ihn so sehr an seine gute Mutter erinnere, als diese noch jung war und wie mit dieser Erinnerung ihm seine Kindheit vor die Seele trete und sein weiteres Leben. Francis natürlich lobte Schwester Nora auch, daß sie ein gutes Mädchen sei. Sie erzählte ihm, daß Nora ihre alte Mutter versorge und ihre Schwester Louise und wie die alle so gut miteinander fertig kämen. Sie sagte ihm auch von dem hübschen kleinen Häuschen, in welchem sie an der schönen 53. Straße E. wohnten usw. Nachdem er dann sein Bad erhalten, kam bald auch Doktor Manning herein und freute sich, daß sein Patient so munter aussah. Er bereitete ihn dann auch langsam auf eine Operation vor, die er an ihm in einigen Tagen vorzunehmen gedachte und versicherte ihm eine baldige völlige Genesung. Ehe er von ihm schied, bemerkte er noch: „Ich höre, Herr Tellner, Sie sind eben von Alaska heim gekehrt, haben Sie Glück gehabt?"

„Habe ziemlich gut getan," erwiderte er.

„Waren Sie wohl am Klondike im Goldrausch?"

„Da war ist", antwortete er.

„Schämen Sie sich doch, dort gewesen zu sein, mit heiler Haut und einem Haufen Gold, so nehme ich an, zurück gekommen zu sein und hier kaufen Sie sich ein schönes neues Automobil, um es sofort zu zerschlagen und verhämmern sich selber, so daß Sie zwanzig Tage bewußtlos im Bette liegen müssen und machen mir und diesen Ladies so viel Mühe und Arbeit, ohne daß jemand weiß wer Sie sind oder wo Sie her sind. Das ist mir aber auch eine Wirtschaft", hatte er lachend hinzugesetzt.

„Ja, wie wissen Sie denn, daß ich mir ein neues Automobil gekauft habe?"

„Ha, ha! lachte er, indem er mit seiner rechten Hand eine Bewegung machte, die zeigte, daß er weiter nicht davon sprechen wolle. „Wir Aerzte u. Polizei von San Francisco sind allwissend. Uebrigens, sage ich ihnen, haben Sie unserer schönen im Aufleben begriffenen Stadt damit eine schlechte Anzeige gegeben," lachte und entfernte sich.

Des Arztes heiteres Wesen, war ihm ein Balsam auf seine Wunde, die Francis ihm eben gewaschen, gereinigt und frisch verbunden hatte, und er fühlte recht gut und bat zum ersten Mal um etwas Lesestoff.

„Darf ich Ihnen nicht erlauben", sagte Francis kurz und doch freundlich. „Das würde Ihre Augen zu sehr anstrengen und daher hat Dr. Manning Ihnen vorläufig verboten zu lesen.

„Ei, Sie sind ja ein kokettes, aber ein unartiges Mädchen", meinte er scherzend und zog seine Mienen breit zu einem Lächeln. „Hören Sie: Schwester Nora würde so nicht handeln, sie ist ein gutes Mädchen und tut gerade wie meine Mutter tat."

Francis lachte laut auf. „Und Ihre Mutter gab Ihnen immer alles, ob es gut oder schlecht für Sie war, wie? Deshalb liegen Sie hier nun wohl mit zerbrochenen Gliedern? Sie haben recht, Nora ist ein gutes Mädchen und daher würde sie nicht anders handeln als ich, eine gute Schwester befolgt genau des Arztes Anordnungen, sehen Sie", und damit entfernte sie sich aus dem Zimmer für eine kurze Weile.

Eben war sie ausgetreten als die Oberin eintrat und ihn beglückwünschte, daß er so munter sei. Sie fragte nach seinem Befinden und erkundigte sich auch bei ihm, ob sie ihm die Privatschwester für den Tag wohl entziehen solle. Darauf hatte er gesagt, er wäre imstande für die Dienste zu bezahlen und weil man ihm den Lesestoff entziehe, so müßte er jemand haben, der ihm die Zeit verkürze und vorlese.

Hier trat Francis wieder ein und schnell ergriff die Oberin das Wort: „Francis, Herr Tellner will dich behalten, ihm die Zeit zu vertreiben. Sie sollen ihm vorlesen."

„O, ist das alles wozu ich tauge?" hatte sie gemeint. „Da werde ich ihm vielleicht etwas vorlesen, das ihm nicht beliebt und dann schilt er mich wieder aus, wie heute Morgen, als ich ihm die Zeitung verweigerte", und sah ihn scheel an. „Da würde Nora besser für eine Tagesschwester sein, die, sagte er, läßt ihm alles haben, so wie seine gute Mutter getan hat, als er klein war und da habe ich ihm gesagt, das sei die Ursache, daß er hier mit gebrochenen Gliedern liegen müsse."

Alle lachten.

„Du bist wirklich ein sarkastisches Mädchen, Francis," hatte er gemeint, „es wundert mich nur, wie man Dir noch Anstellung gibt."

„Weil ich eben ein gutes Mädchen bin und eine gute Krankenpflegerin, die ihren Patienten nichts Schädliches zuläßt."

Alle lachten wieder.

„Ich bestätige das Herr Tellner," sagte die Oberin und entfernte sich.

„Am liebsten möchte ich heute etwas aus dem Buche hören, das meine Mutter gerne liest," sagte Tellner.

„Ich ahne, welches Buch das ist," mit dem Kopf nickend und mit einem langen Gesicht nach ihm blickend meinte Francis. Wenn es die alte Bibel ist, dann will ich ihnen sagen, das man für Geld in dieser Welt alles tut, selbst kranke Leute aus der Bibel vorliest. Weil meine Erfahrung aber ist, daß solches den Kranken eher mutloser als mutiger macht, so sehe ich nicht ein, daß man viel Nutzen vom Lesen der Bibel hat", sagte sie ironisch, griff zur Zeitung, die sie sich auf der Komode zurecht gelegt hatte und überschaut wie in Gedanken versunken die Ueberschriften in derselben. „Hier ist etwas gutes," sagte sie nach einer Pause. „Drei Jungen und ein Mädchen entführen eines Chicago Millionärs Sohn. Sind eingefangen. Hinter Schloß und Riegel." Plötzlich sah sie zu ihrem Patienten hinüber, ließ die Zeitung etwas niedriger, hielt einige Sekunden an, als ob sie nach einem passenden Wort suchte. „Herr Tellner", hob sie an, „Vater Blenchard sagte einmal auf einer Zusammenkunft von Krankenschwestern, es wäre durchaus nicht ratsam, kranken Leuten aus der Bibel vorzulesen, denn erstens brauche es gute Nerven eines gesunden Menschen, die Bibel zu verstehen und zweitens führe sie den Kranken nur in Verwirrung, aber", fuhr sie fort, „Sie und ihre gute Mutter glauben vielleicht anders und dann habe ich nichts dagegen, wenn man die Bibel liest. Nora ist auch ganz vernarrt in der Bibel und ihr macht es großes Vergnügen, wenn sie den Leuten aus der Bibel vorlesen kann. Ich würde daher vorschlagen, ich lese ihnen die Zeitung und Nora die Bibel. Wie wäre das Herr Tellner?"

(Fortsetzung folgt.)

# Meine Reiseeindrücke.

**(Von C. De Fehr)**

(Fortsetzung)

**In Paris kamen wir am 13. Oktober an und fuhren dann auch gleich bis ins Zentrum der Stadt, wo sich die Weltausstellung befand. Der Eiffelturm bildet der Mittelpunkt der Ausstellung. Um Zeit zu gewinnen, nahmen wir uns einen Führer, der uns dann alles zeigte und es in Deutsch erklärte.**

Die Ausstellung ist am Ufer eines Flusses gelegen, und es sind da viele kleine Schiffe, damit fährt man umher und besieht sich all die schönen Pavillionen mit ihren schönen Beleuchtungen vom Wasser aus. Es haben wohl die meisten Reiche der Welt hier ihre Pavillione, nach ihrem eigenen Muster, erbaut, und sie zeigen die Trachten, Sitten und Gebräuche ihres Volkes. Auch werden ihre Erzeugnisse und Errungenschaften auf wirtschaftlichem Gebiet gezeigt. Dann aber auch ihre Schätze, woran sie reich sind und was sie zum Außenhandel anbieten. Canada hatte besonders schön das viele, in Gläsern eingemachte Obst ausgestellt. Dann auch Getreide, Erz und Felle von wilden Tieren und große Gemälde von den Wäldern und verschiedenem Wild u. a. m. Das größte Aufsehen erregten auf der Ausstellung das deutsche und das russische Haus. Diese beiden mächtigen Bauten stehen im Zentrum, gegenüber dem Eiffelturm, am Ufer des Flusses, wo eine überaus belebte Straße ist, die nicht abgesperrt werden konnte, somit hat man einfach die Straße überbrückt und diese beiden Bauten über der Straße gebaut.

Das deutsche Haus ist wunderbar kunstvoll ausgeführt und weist viele neue Erfindungen auf; mit einem Wort — ein Meisterwerk, von Menschenhand erbaut. Es hatten da 1007 Exporteure ihre Erzeugnisse ausgestellt, wovon 933 Preise erhielten.

Das russische Haus ist auffallend mit seinen zwei großen Figuren auf der Spitze des Turmes: ein Mann mit erhobenem Hammer in der Hand, und neben ihm eine Frau mit der Sichel. Das Gebäude ist von außen aus feinem Granit erbaut, die Fußböden sind mit kleinen Steinchen ausgelegt; Bilder sind an den Wänden mit Mosaiksteinen ausgelegt und sonst die Wände von Marmor. Das ganze Haus, mit allem, was drum und dran ist, eine ausgeprägte Propaganda für ihre Idee. Große Bilder über ihre Revolution; wie sie angefangen, wie sie gekämpft und zuletzt gesiegt haben. Dann sind auch statistische Daten von dem, was sie alles fertiggebracht haben. Die Daten zählen jedoch nicht vom Jahre 1913 vor dem Kriege, sondern von den Jahren 1920 — 24, wo sie selber alles zu Grunde gerichtet hatten. Es waren da Lenins und Stalins Statue in Lebensgröße und noch eine Anzahl Fabrikarbeiter. Hier sah man viele Leute von einer bestimmten Klasse, die da saßen und sich nicht sattsehen konnten an all dem, was die Russen hier zeigten. Gleich nebenan hatten sie auch noch ein großes Kino. Wir waren tief traurig beim Anblick dieses russischen Hauses, denn wir mußten es uns sagen: Mit viel teurem Menschenblut ist dieses alles bezahlt.

Dann gingen wir und bestiegen den Eiffelturm. Er ist 300 Meter hoch. Wir besahen uns von Oben die ganze Stadt und die Ausstellung — es machte auf uns doch einen schönen Eindruck, wenn wir nur den russischen Pavillion beiseite ließen und nicht mehr daran dachten. Der Eiffelturm ist ganz aus Stahl gebaut, kostet viel und soll beim Bauen 7 Millionen Kil. Stahl gebraucht haben. Die Platform ganz oben sieht von unten nur klein aus, ist aber 65 Fuß im Quadrat; habe sie selber gemessen.

Am nächsten Tage fuhren wir dann noch im Omnibus, der Rundfahrten durch die Stadt macht, und besahen uns noch manches wirklich Sehenswerte in Paris. Paris ist eine schöne Stadt. Es war auch ein Dolmetscher mit, der alles erklärte und somit bekamen wir noch manches zu sehen und zu hören. Als erstes sahen wir Napoleons Denkmal, das nach dem damaligen Kriege aus 12 Kanonen gegossen wurde. Dann fuhren wir durch die reichsten Straßen von Paris, das sogenannte Paradies der Frauen, jedoch ist es das nur, wenn die Männer immer im Stande sind, alle Rechnung zu bezahlen, welche die Frauen in diesen Straßen machen. Dann folgte die größte Opera Europas. Weiter sahen wir die Madgalena-Kirche, die König Ludwig noch erbaute, die Napoleon in ein Museum verwandelte, dann aber nach ihm wieder den Katholiken zurückgegeben wurde. Das hervorragendste in dieser Kirche ist der Altar, der von 4 Engeln getragen wird. Weiter sahen wir eine Kapelle, die als Denkmal auf der Stelle erbaut wurde, wo die enthaupteten Leichen d. Königs Ludwig und der Königin Maria aufgefunden wurden. Dann fuhren wir durch die Königsstraße, die als die größte Handelsstraße bekannt ist. Von da aus kamen wir auf einen sehr großen Platz, Concordia genannt, mit einer hohen Säule in der Mitte als Denkmal, wo König Ludwig der Sechzehnte, die Königin Maria und noch 3000 andere enthauptet wurden.

Dann ging unsere Fahrt bei der Residenz des französischen Präsidenten vorbei, und es wurde bei einem großen Denkmal, einem viereckigen Tor, angehalten. Dieses ist ungefähr 150 Fuß hoch und steht als Denkmal für den unbekannten Soldaten aus Napoleons Zeit. Es sind da alle Namen der damals gefallenen Generäle und Offiziere eingetragen. Um das Denkmal herum sind 100 Steinpfosten, durch eine Kette verbunden. Dieses Denkmal ist noch eine Erinnerung daran, daß Napoleon nach seiner Rückkehr noch 100 Tage regiert hat. Nach diesem Platze hin gehen 12 Straßen, und alle Häuser sind nach diesem Platze hin und nach einem Muster gebaut. Alles dieses macht einen großartigen und harmonischen Eindruck.

Dann sahen wir auch noch das Denkmal des Königs Alexander von Jugoslawien. Fuhren noch durch die Millionenstraße von Paris, sie sah aber nichts anders aus als sonst eine Straße, weil sie nicht einmal alleinstehende Paläste hatte, sondern so wie überall ein Haus ans andre sich anschloß. Dann hielten wir vor einer großen Kirche, genannt „Napoleons Grab". In der Mitte dieser Kirche ist eine große, runde Oeffnung und unten steht ein mächtiger Sarg aus braunem Marmorstein, welches ein Geschenk vom russischen Kaiser ist. Um den Sarg stehen 12 große Engel als Wächter. Neben der Höhlung steht ein großer Altar, eine Kopie des Altars der St. Petri-Kirche in Rom. Auf dem Altare ist die Inschrift: „Ich wünsche, daß meine Asche ruhe am See der französischen Republik, bei meinem Volke, das ich so sehr geliebt habe!" Diese Zeilen soll Napoleon auf der Insel St. Helene in sein Testament eingetragen haben. Hier sind auch die Gräber seiner zwei Brüder. —

— — — —

Von Paris fuhren wir in die Schweiz, nach Basel. Es ging durch manche Städte und Dörfer; man kann nicht sagen ärmliche, aber sie sind schmutzig und verkommen. Die Farmer haben Wagen mit zwei großen Rädern, vor denen ein Pferd gespannt ist. Ist die Last zu schwer, spannt man noch ein Pferd vor, und will's dann noch nicht, noch das dritte vor, immer eins vor dem andern. Die Bearbeitung des Landes ist auch nur sehr primitiv, denn man sieht hier viel Unkraut auf dem Lande. In dem französischen Lothringen sah es doch etwas besser aus. Die Gegend ist mehr besiedelt und man findet auch schon größere und kleinere Fabriken. Auch die Häuser sind besser in Ordnung. Als wir dann aber über der Grenze waren und in Basel hineinkamen, war der Unterschied wie Tag und Nacht. Die Straßen peinlich sauber, die Häuser fein angestrichen, die Fenster und wo sich sonst ein Plätzchen finden ließ, mit Blumen bepflanzt oder mit Sträuchern. Die Stadt Basel grenzt von einer Seite an Frankreich,von der andern Seite an Deutschland.

Es war Sonntag Morgen als wir ankamen. Wir fragten nach der Chrischona Bibelschule. Ein Jüngling erbot sich, mit uns dorthin zu fahren, was wir gerne annahmen. — Die Schule liegt etwas außer der Stadt, in den Bergen, an einem schönen Orte. Wir wurden da freundlich begrüßt und auch gleich zu Mittag geladen. Später wurde uns die Schule mit all ihren Einrichtungen, mit der Kirche und den Konferenzsälen gezeigt. Das neue Schulhaus mit Schulzimmern, Eßsälen und Studier- und Wohnzimmern für die Schüler ist im Jahre 1927—28 erbaut worden und kostet ihnen 600 tausend Franken. Es ist sehr schön und praktisch eingerichtet. Es waren dort 80 Studenten, die alle unentgeltlich die Schule besuchen, sie helfen dann aber, die ganze Wirtschaft besorgen, welche ziemlich groß ist. Auch viele Gemeinden helfen mit an der Unterstützung. Ihre Kapelle ist schön und hat einen hohen Turm, von wo aus man in die Täler und Berge der Schweiz schauen kann. Von da aus ging es dann zurück in die Stadt Basel. Besahen da noch verschiedenes, besonders auch das Jakobus-Denkmal, wo im Jahre 1440 300 Schweizer solange die Front gegen die französische Armee hielten, bis diese abziehen mußten. Das Denkmal stellt eine große Frauenfigur dar, die Helvetia genannt wird, welches auch die Benennung der Schweiz ist. Um das Denkmal sind vier Köpfe, die Köpfe von Kriegern darstellen sollen, und daneben ist auch eine kleine Kapelle erbaut, zum Andenken an die auf dem Platze gefallenen. An der einen Wand ist ein Bild hineingehauen; es stellt einen reitenden französischen General dar, der übers Schlachtfeld reitet, und der dann gesagt soll haben: Es sieht wie ein Feld von lauter Rosen! Dann soll ein schweizer Soldat, der dort im Blute lag, sich etwas aufgerichtet haben, einen Stein genommen und dem General an den Kopf geschleudert und ihm zugerufen haben: Eine Rose mehr! Der General soll dann gestürzt und tot liegen geblieben sein. So erzählt man sich noch heute.

(Fortsetzung folgt)

——«»——

## Eine wichtige Entscheidung für Parteigenossen menn. Glaubens.

Unter dem Titel „Grundsätzliches über die deutschen Mennoniten, über ihre Stellung zu Wehrpflicht und Eid und ihr Verhältnis zum Dritten Reich" haben wir auf amtlichen Wunsch in Nr. 10 der „Mennonitischen Blätter", Jahrging 1937, Seite 72 — 74 ein aufklärendes Wort über das Deutsche Mennonitentum abgegeben. Heute können wir nun mitteilen, daß dasselbe eine gute Aufnahme gefunden hat. Der Einzelfall, um den es sich damals handelte, ist zu unserer großen Freude völlig zu unseren Gunsten entschieden worden. Der Vorwurf, der gegen unseren Glaubensbruder aus Unkenntnis über die vaterländische Gesinnung der deutschen Mennoniten erhoben worden war, ist vom Gaugericht der NSDAP. in Stuttgart als unbegründet zurückgewiesen worden. Unser Glaubensbruder, der seiner Zeit nach mennonitischem Glaubensgrundsatz durch Handschlag an Eidesstatt verpflichtet worden war, darf auch weiterhin unangefochten Mitglied der Partei bleiben.

Indem wir noch einmal auf den oben erwähnten grundsätzlichen Artikel in unseren Blättern verweisen, bringen wir nachstehend die Abschrift des Auszuges aus der Entscheidung des Caugerichtes, die uns Professor D. Dr. B. H. Unruh in dankenswerter Weise übermitteln durfte.

Wir danken dem Gaugericht für das bewiesene Vertrauen und sind überzeugt, daß alle mennonitischen Parteigenossen sich stets ihres feierlichen Treuwortes gegenüber Führer und Reich würdig erweisen werden.

Elbing, am 1. April 1938.

Der Vorsitzende
der Vereinigung der Deutschen Mennonitengemeinden:

Pastor Lic. theol. E. Händiges.

Abschrift.

**Auszug aus einer Entscheidung des Gaugerichtes der NSDAP. in Stuttgart vom 2. 2. 1938.**

„Die Mennonitengemeinden sind eine Religionsgemeinschaft und wie die großen Kirchen eine Erscheinungsart des Christentums. Wenn die Glaubenslehre der Mennoniten neben andern Eigentümlichkeiten auch besondere Vorschriften über den Eid enthält, so verläßt sie damit keineswegs das den Religionsgemeinschaften zur Regelung überlassene religiöse Gebiet. Denn wer einen Eid leistet, beruft sich, es sei denn daß er eine andere Art des Schwörens wählt, ausdrücklich auf seine Beziehung zu Gott. Herstellung und Betätigung der Gottesbeziehung aber ist Religion. Den Deutschen und somit auch den Parteigenossen sind jedoch alle religiösen Bekenntnisse frei, soweit sie nicht den Bestand des deutschen Staates gefährden, oder gegen das germanische Sittlichkeits- und Moralgefühl verstoßen. Diese Eigenschaften sind weder für das Christentum im Allgemeinen noch für das Mennonitenbekenntnis im Besondern vom Staat und von der Partei festgestellt. So kann weder die Zugehörigkeit zu einer Mennonitengemeinde noch auch der Wille, die Vorschriften der Mennoniten über die Eidesleistung zu befolgen, ein Hindernis für die Aufnahme in die NSDAP. sein. Deshalb hatte der Angeschuldigte keine Veranlassung, seine Eigenschaft als Mennonit bei der Eintrittserklärung in die Partei ungefragt anzugeben, sowenig andere anzugeben brauchten, daß sie evangelisch oder katholisch sind. Es kommt auch nicht darauf an, ob der Angeschuldigte seine Treue zum Führer auf diese oder jene Art beschwor. Hauptsache ist, daß er den Schwur mit anständiger Gesinnung ablegte und ihn ernst nahm. Dies zu bezweifeln, liegt keinerlei Anlaß vor. Der Vorwurf des Kreisgerichts ist sonach unbegründet."

—Menn. Blätter.

## Bekanntmachung

**An alle, die es interessiert:**

Es hat wohl in letzter Zeit unter unseren Leuten in Winnipeg, nein auch in der Provinz, das Bedürfnis, zu einer Sterbekasse oder zu einem Beerdigung-Unterstützungsverein zu gehören, immer mehr fühlbar gemacht. Es existieren solche Vereine auf Starbuck, auf Nord-Kildonan und anderen Stellen. Auf Starbuck hat der Verein wohl schon etliche Jahre bestanden, und da sich seine Funktionen als wirkliche Hilfe in Sterbefällen bewiesen haben, so hat sich auf Nord-Kildonan nach dem Muster oder Statut des Ersteren ein Zweiter organisiert. In der Hauptsache stimmen wohl beide überein, nur daß der von Nord-Kildonan, von wo seine meisten Glieder sind, für diese kleine Begünstigung gibt, wozu wohl die lokalen Verhältnisse beitragen. Manche unserer Leute haben auf ihre Eingabe um Aufnahme von dem Starbucker Verein blos eine freundliche Absagung erhalten, da der Verein zu groß zu werden scheint, um ihn, neben der Berufstätigkeit der Mitglieder, die die Verwaltung haben, unentgeltlich zu verwalten. Daher wurde bei uns in Winnipeg in engerem Kreise die Frage aufgeworfen, ob es nicht an der Zeit wäre, sich auch hier zu gegenseitiger Unterstützung in Sterbefällen zu vereinigen. Am 5. April d. J. kam es zu einer öffentlichen Versammlung in der Kirche der Süd-End M. B. G., 344 Roß Ave., Auf dieser Versammlung wurde beschlossen, einen Beerdigung-Unterstützungverein zu gründen. Es wurde ein provisorischer Verwaltungsrat gewählt, bestehend aus drei Personen, welchem als erste Aufgabe von der Versammlung der Auftrag gegeben wurde, die notwendigen Vorarbeiten zur Gründerversammlung zu tun und diese sobald als möglich einzuberufen. Nach Zeit von einer Woche wurde die zweite Versammlung einberufen, wo der pr. Verwaltungsrat der Versammlung das Statut des Starbucker Vereins, mit kleinen Veränderungen lokalen Charakters, zur Prüfung und Annahme vorlegte. Dieses Statut wurde in der Hauptsache unverändert angenommen.

Jedes sich neu anmeldende Mitglied zahlt bei seiner schriftlichen Eingabe um Aufnahme einmalig einen Eintrittsbeitrag für jedes Familienmitglied von 10 — 60 Jahren und 15 Cents für jedes Glied unter 10 Jahren. Personen über 60 Jahren zahlen einen Dollar. Diese Summe hat auch später jedes Mitglied nach dem Tode eines registrierten Mitgliedes zu zahlen, ausgenommen der durch den Tod betroffenen Familie.

**Zur Beerdigung eines verstorbenen Mitgliedes wird als einmalige Unterstützung ausgezahlt:** Die ganze Auflage **bis zu $75.00 zum Begräbnis eines Mitgliedes über 10 Jahre alt.** Die halbe Auflage zum Begräbnis eines Mitgliedes unter 10 Jahre alt und ein Viertel der Auflage zum Begräbnis eines Neugeborenen bis zu einer Woche alt und zum Begräbnis eines Totgeborenen.

Aenderungen wurden getroffen in Punkt 2 und zwar dürfen Personen bis zu 65 Jahre alt Mitglied werden, im ersten Monate nach dieser Bekanntgabe sogar bis zu 70 Jahre, vorausgesetzt daß die Personen bei der Aufnahme nicht schon sterbenskrank ist.

Wir können hier nicht das ganze Statut bringen, wer sich aber dafür interessiert oder sich anschließen möchte, der wende sich an Herrn Abram Löwen, 591 William Ave., Winnipeg, Manitoba

Die pr. Verwaltung.

— **In Oesterreich werden unerwünschte** Bücher verbrannt, wie einst in Deutschland.

— **In London hat die Polizei eine** Demonstration der Faschisten aufgelöst.

— **In Rußland sind weitere 9 hohe** Beamte erschossen.

— **Die Chinesen sind auf der ganzen** Front zurückgeschlagen.

— **Canadas Aeroplanfabriken haben** ihre Fabriken England zum Bau von Luftflugzeugen zur Verfügung gestellt. Eine Mission ist auf dem Wege nach den U .S. A. und Canda in der Frage.

— **Konrad Henlein, der Leiter der** Sudeten Deutschen der Tschechoslowakei hat volle Gleichberechtigung mit den Tschechen verlangt.

— **In Budapest, Ungarn wurde eine** Versammlung abgehalten, die die Aufteilung der Tschechoslowakei verlangt, denn ein Teil Ungarn sei in das Land eingeschlossen auf falsche Vorstellungen der Tschechoslowakei hin.

— **Die Nationalisten Spaniens haben** einen tiefen Keil zwischen Madrid und Valencia eingetrieben, es ist kein Krieg mehr, sondern nur eine Verfolgung, wie ein Nationalistengeneral sagte.

— **In Verginia gab es eine Explosion** in einer Kohlmine, 45 verkolte Leichen wurden nachher geborgen.

— **In dem vom Herzog von Windsor** in Frankreich auf 3 Jahre gemieteten Schloß gibt es auch eine goldene Wanne. Die Herzogin, die frühere Tochter eines Boarding-Haus Besitzers wird dieselbe benutzen, wie die Zeitungen berichten.

— **Zwischen England u. Irland ist es** endlich zum Ausgleich gekommen in den akuten Fragen. Nur die Frage der Eingliederung von Nord-Irland mußte fallen gelassen werden.

— **aki. Das „Volksfront"-Frankreich** bietet den Kommunisten ein so ideales Wirkungsfeld, daß sie nunmehr auch in verstärktem Maße dazu übergehen, die in Frankreich lebenden Ausländer für die Komintern zu gewinnen. Oder sollte das etwa ein Zeichen dafür sein, daß die Franzosen selbst von diesem Zauber genug haben?

In Frankreich leben zur Zeit etwa 50,000 ungarische Arbeiter, die meist nach dem Kriege eingewandert sind, um durch friedliche Arbeit sich ein kleines Vermögen zu ersparen und dann wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Seitdem die „Volksfront" an der Regierung ist, ist es aber mit der friedlichen Arbeit nicht mehr weit her, denn auch diese ungarischen Arbeiter sind zum Opfer der bolschewistischen Verhetzung geworden. Der ungarische Nachrichtendienst Tesz bringt hierüber in der Nummer vom 25. März interessante Einzelheiten. Danach treiben sich in den Siedlungen der ungarischen Arbeiter verdächtige Elemente meist galizischer Abstammung herum und versuchen, die Arbeiter zunächst in die roten Gewerkschaften zu bringen. Die so organisierten Ungarn müssen dann auch in die verschiedensten Ausschüsse zur „Verteidigung des Friedens", der „Freiheit" und ähnliche getarnte kommunistische Organisationen eintreten. Solche Ausschüsse bestehen in allen Siedlungen, veranstalten „aufklärende" Vorträge, gemeinsame Ausflüge und „harmlose Tanzunterhaltungen". Die hier begonnene Propaganda wird dann durch kommunistische Bibliotheken fortgesetzt.

— **aki. Im Westen der Krim, im Bezirk** Freidorf, befinden sich jüdische landwirtschaftliche Siedlungen. Wie sind diese dorthin gekommen? Haben etwa Juden die Steppe urbar gemacht u. die schönen Häuser hier aufgebaut? Weit gefehlt! Deutsche Bauern haben diesen Boden kultiviert. Wie eine Oase in der Wüste wirkten früher diese Dörfer. Schmuck und wohlhabend, mit duftenden Blumengärten, boten sie ein überraschend schönes Bild in der einsamen Umgebung. Fast alle deutschen Bauern sind jedoch als „Kulaken" (zu denen alle gerechnet wurden, die eine wohlgeordnete Wirtschaft hatten), als „Schädlinge" gezwungen worden, ihre Heimstätten zu verlassen und in der Taiga für die GPU Holz zu fällen; die meisten von ihnen sind dort umgekommen. Ihre wohlbestellten Wirtschaften jedoch wurden Juden übergeben. Es dauerte nicht lange, da waren die meisten dieser Höfe verkommen. Die Weizenfelder wiesen bald zahlreiche unbestellte Flächen auf: „ein kahlköpfiges Weizenfeld" nannte es witzig der dortige Bauer.

In der Steppe gibt es kein Heizmaterial. Die Deutschen halfen sich mit Dung und Stroh. Die Juden hatten wenung Stroh, und aus Dung Brennmaterial zu machen, ist eine schmutzige Arbeit; es wurden Obstbäume und auch leerstehende Häuser als Heizmaterial verwendet. Die schönen deutschen Wirtschaften verfielen mehr und mehr.

Eine Anzahl der jüdischen Ansiedler in der Krim sind Juden, die aus Amerika gekommen sind. Sie brachten von dort moderne landwirtschaftliche Maschienen mit, die ihnen reiche jüdische Gönner geschenkt hatten. Aber alles das nützte nichts. Schon nach einem Jahr landwirtschaftlicher Arbeit verließen viele Juden die Siedlungen und suchten sich andere Beschäftigung. Wenn nicht russische und deutsche Bauern ihnen wirtschaften geholfen hätten, würden schon heute keine jüdischen Siedlungen mehr bestehen. Das im Jahre 1924 begonene Siedlungsunternehmen hatte schon 1928 ein fast völliges Fiasko erlitten.

## Die New Yorker Weltausstellung 1939.

Der „Weltfriedenstisch," an dem während der New Yorker Weltausstellung 1939 65 Nationen ihre Plätze einnehmen werden, wurde heute von dem mit der Beteiligung der Bundesregierung beauftragten stellvertretenden Kommissar Theodore T. Hayes sowie von dem Präsidenten der Ausstellungs-Gesellschaft, Grover A. Whalen in großen Zügen skizziert. Im Sommer nächsten Jahres wird demzufolge praktisch jede wichtige Nation der Erde um einen weiten „Friedenshof" versammelt sein, auf dem 50,000 Personen vor einer nach hunderttausenden zählenden Zuschauerschaft paradieren können.

An dieser Stelle werden sich alle Nationalitäten ein Stelldichein geben, sie werden miteinander Fühlung nehmen, man wird sich gegeseitig verstehen lernen, Freundschaft wird gepflegt werden, und wenn, wie Mr. Whalen erklärt, bessere internationale Beziehungen entstehen, wird eine solide Grundlage vorhanden sein, auf der das schwierige Gebäude errichtet werden kann, das Welthandel heißt.

An einem Ende des Friedenshofes wird gewissermaßen als Gastgeber dieses bildlichen Friedenstisches das eindrucksvolle Gebäude der Bundesregierung mit einem Kostenaufwand von drei Millionen Dollars errichtet werden. An jeder Seite des Hofes werden sich drei Gebäude erheben, während zwei weitere die große Lagune flankieren, die den Mittelpunkt der ausländischen Ausstellungszone bildet. Diese acht Gebäude werden die Halle der Nationen darstellen, die offiziellen Ausstellungsgegenstände der fremden Länder beherbergen wird. An der fernen Außenseite der Lagunie und zu beiden Seiten der Zone werden die von den fremden Regierungen errichteten Staatsgebäude gruppiert sein, deren jedes im Charakter des Heimatlandes gehalten ist und deren Türen für Besucher aus andern Ländern weit offen stehen.

In seinen Bemerkungen über das Ausstellungsgebiet der Bundesregierung und seine Bedeutung für den internationalen Charakter der Ausstellung sagte Mr. Whalen:

„Wir hoffen, daß sich dieser Teil der Ausstellung im Jahre 1939 zu einem Friedenstisch der gesamten Welt entwikkelt. Die für dieses Gebiet getroffenen Anordnungen unterstützen diesen Gedanken. Hier können sich die Nationen auf einem gemeinsamen, freundschaftlichen Bode treffen und ihre Bemühungen der friedfertigen Aufgabe widmen, die Welt von morgen besser zu bauen als die Welt von heute. Wir erwarten, daß diese freudschaftliche Zusammenkunft der Völker der Welt auf der Weltausstellung von dauerhaftem Segen sein wird."

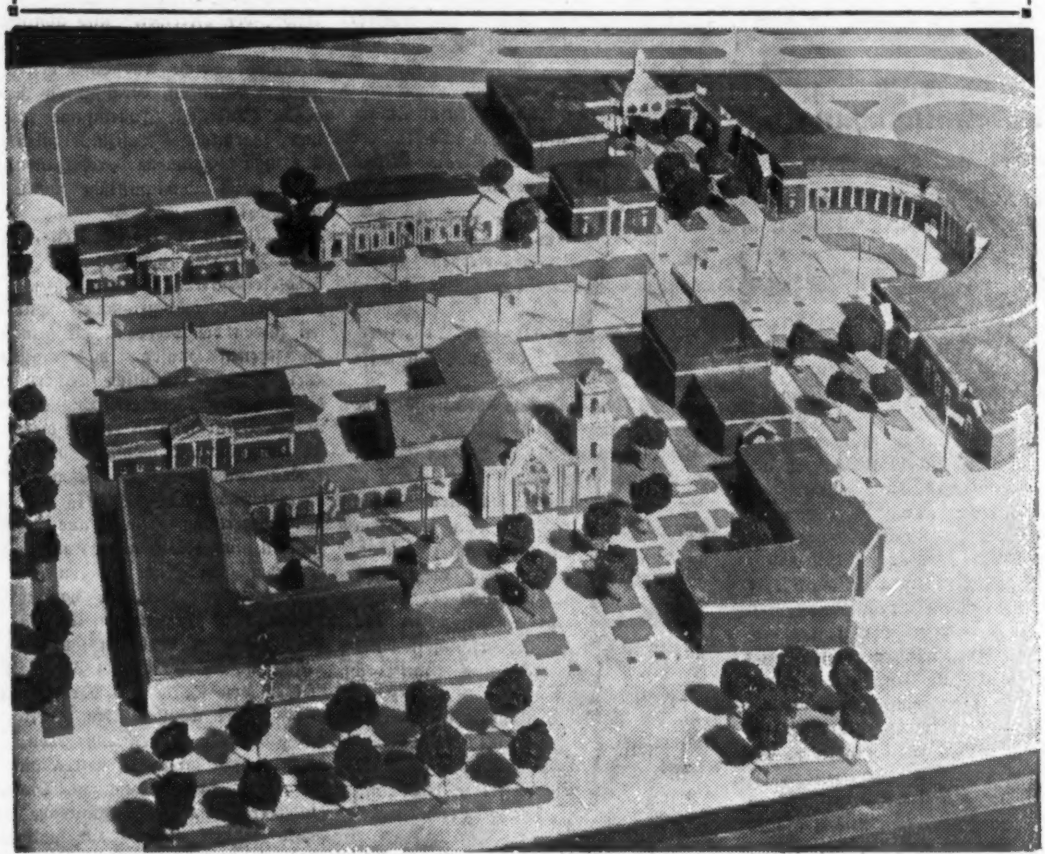
Die Tatsache, daß es der Ausstellung gelungen ist, die Beteiligung ausländischer Nationen in so beispielloser Zahl zu sichern, veranlaßte Cordell Hull, den Außenminister der amerikanischen Regierung, zu einem warmgehaltenen Glückwunschbrief, aus dem Mr. Whalen folgende Teile vorlas:

„Unternehmen wie das Ihrige tragen in bedeutsamer Weise zur Besserung der internationalen Beziehungen und zur Aufrechterhaltung des Weltfriedens bei. Sie dienen den Nationen als ein wirksames Mittel, wirtschaftliche und kulturelle Erfahrungen untereinander auszutauschen. Sie stellen daher machtvolle Instrumente für die Förderung und Stärkung großzügiger internationaler Verständigung, gegenseitiger Achtung u. Freundschaft dar, Dinge, die für die Errichtung einer friedfertigen und bluhenden Welt unerläßlich sind.

„Ich bin überzeugt, daß die Leitung der New Yorker Weltausstellung unter Ihrer fähigen Führung keine Mühe scheuen wird, den Vertretern der fremden Regierung und den ausländischen Besuchern die bestmöglichste freudschaftliche und herzliche Gastlichkeit zu gewähren. Auf diese Art sowohl als auch durch ihren künstlerischen und technischen Erfolg wird die Ausstellung den besten Interessen unseres Landes wie der Sache des Fortschrittes der Welt dienen."

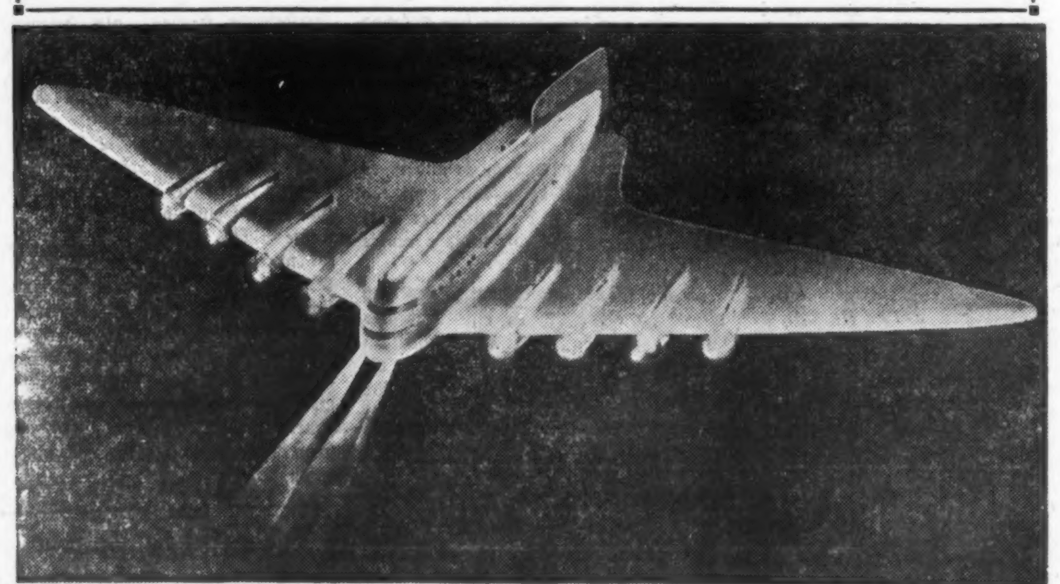
Der Friedenshof mit der umgebenden Halle der Nationen wird während der ganzen Dauer der Ausstellung Tag für Tag ein lebendiges und farbenprächtiges Bild geben. Jede teilnehmende Nation wird an der Fassade der Gebäude,

## Where States Will Exhibit at New York World's Fair



**NEW YORK—Nearly every state in the union and at least two territories will have an exhibit in the above Court of the State Buildings at the New York World's Fair 1939. The area will be divided into the cultural divisions of the continent during George Washington's time with the Spanish buildings shown in the lower left corner, the French structures in the upper right and English or Georgian architecture completing the arrangement. Choice of location is up to the states.**

## Airplane of Tomorrow at New York World's Fair 1939



**NEW YORK—Here is the airplane of the future as visioned by Raymond Loewy, industrial designer, in a model under construction for the focal exhibit on transportation at the New York World's Fair 1939. Carrying eight large motors in its wings and completely streamlined for speed, the future plane will attain the proportions of a sea-going vessel, according to Mr. Loewy. The huge focal exhibit, with an operating rocketport of the future, will be a free feature of the Fair.**

die dem Paradeplatz gegenüberliegen, ihre Flagge aufziehen. Glänzende Vorführungen, darunter Aufzüge der Armee und Marine, Spiele nationalen Brauchtums, Paraden und Fahnenaufmärsche, werden täglich geboten werden. Ein Balkon an der Vorderwand des mittleren Bundesgebäudes wird eine Rednertribüne erhalten, von der Präsident Roosevelt am 30. April 1939 während der Eröffnungsfeierlichkeiten sprechen wird. Dieselbe Tribüne wird während der Ausstellung von amerikanischen und ausländischen Staatsmännern und Würdenträgern benutzt werden, wenn sich besondere Gelegenheiten aus Anlaß nationaler oder staatlicher Feiern ergeben.

Eine der eindrucksvollsten Phasen der Eröffnungsfeierlichkeiten wird die Zusammenballung von mindestens 50,000 Mann amerikanischer und ausländischer Truppen für militärische Schauspiele sein. Bei späteren Exerzierübungen werden in kleinerem Umfang veranstaltet, aber sie werden nichtdestoweniger ebenso farbenfreudig wie eindrucksvoll sein. Vor dem Aufziehen und dem Einholen des Sternenbanners bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang jeden Tages wird mindestens eine Kompanie ausgesuchter Leute der Armee, der Flotte und der Seebataillone in Parade-Uniformen schwierige Exerzierübungen und Manöver vorführen.

Das Bundesgebäude, das eine Bodenfläche von 282,000 Quadartfuß hat, wird u. a. zwei Türme von je 150 Fuß Höhe, 101 Fuß Tiefe und 50 Fuß Breite aufweisen, an die sich dreizehn Säulen anschließen, welche die dreizehn ursprünglichen Staaten der amerikanischen Union darstellen und in deren Hintergrund sich ein halbkreisförmiger Ausstellungs-Pavillion von 40 Fuß Breite befindet. Dieses Gebäude wird die drei Hauptabteilungen der Verfassung repräsentieren, gesetzgebende Körperschaft, Regierung und Rechtswesen. Die Funktionen der Regierung werden so, wie sie das Leben jedes einzelnen Bürgers betreffen, in zwölf Abteilungen gegliedert sein: Bodenerhaltung, Nahrung, Wohnungsbau, Industrie und Wirtschaft, Finanz und Kredit, Transport und Verkehr, Wohlfahrtwesen, Erziehung, Künste und Erholung, Schutz, auswärtige Beziehungen sowie territoriale und fiskalische Angelegenheiten.

Nach der Besichtigung dieser Ausstellungsgegenstände kann der Besucher den gartenähnlichen Hof im Innern des Halbkreises betreten, wo Blumen und Sträucher ein farbenprächtiges Bild bieten werden. Für Sitzgelegenheit ist durch zahlreiche Bänke gesorgt. Ein Spiegelteich mit Springbrunnen wird den mittleren Teil des Hofes zieren, u. am Abend werden farbige Scheinwerfer auf die Brunnen gerichtet sein.

Den neuesten Mitteilungen zufolge sind bisher Verträge für ein Gebiet von nahezu 1.5 Millionen Quadartfuß unterzeichnet worden, davon allein 300,000 Quadartfuß in der Halle der Nationen. Man schätzt, daß die ausländischen Regierungen rund 25 Millionen Dollars für ihre Ausstellungsgebäude ausgeben werden. Groß-Britannien steht zusammen mit Australien, Neuseeland und andern der britischen Gruppe an der Spitze aller ausländischen Teilnehmer mit insgesamt 140,000 Quadartfuß sowie mit Ausstellungsplänen, die unter Umständen Ausgaben im Betrage von 2,5 Millionen Dollars vorsehen. Andere Großteilnehmer, für die Architekten und Ingeneure Pläne ausarbeiten, sind: Belgien 112,000 Quadartfuß, Frankreich 110,000 mit einem Voranschlag von einer Million Dollars; Deutschland 100,000; Italien 110,000 und einem Voranschlag von einer Million Dollars; Holland 100,000 bezw. 750,000 Dollars; Sowjet-Rußland 110,000; Japan 70,000 und Polen 50,000 mit einem Voranschlag von einer Million Dollars. An der Spitze der südamerikanischen Länder steht zurzeit Brasilien mit 48,000 Quadartfuß und einem wahrscheinlichen Anlagekapital von einer Million Dollars.

Während des vergangenen Monats haben weitere Nationen ihre bisher unverbindlichen Abmachungen in endgültige Vertragsschlüsse umgewandelt. Dieser Beschleunigungsprozeß wird in den nächsten zwei Monaten noch weiter um sich greifen, da die bestgelegenen Gebiete in der ausländischen Zone und der Halle der Nationen immer geringer an Zahl werden. Insbesondere wird erwartet, daß gerade die kleineren Nationen, die mit größeren Schaustellungen **nur durch einen gutgelegenen Platz und** durch die Einzigartigkeit ihrer Ausstellungsgegenstände in Wettbewerb treten können, die Unterzeichnung ihrer Verträge beschleunigen werden. Es ist daher anzunehmen, daß innerhalb der nächsten Wochen praktisch alle günstig gelegenen Grundstücke vergeben sein werden.

## Neueste Nachrichten.

— **Th. v. K. Der neue Unterrichts**minister Deutschösterreichs, Universitätsprofessor Dr. Oswald Menghin, gehört zu jenen katholischen Kräften im Lande, die sich schon seit je für den großdeutschen Gedanken eingesetzt haben und die aus ihrer großdeutschen Haltung den Weg zum Nationalsozialismus und zu Adolf Hitler gefunden haben.

— **Die Gruppenfahrten der deutschen** Jugend ins Ausland dienen ebenso wie die Besuche ausländischer Jugend im Reich dem Bestreben, sich kennenzulernen und dem Frieden zu dienen.

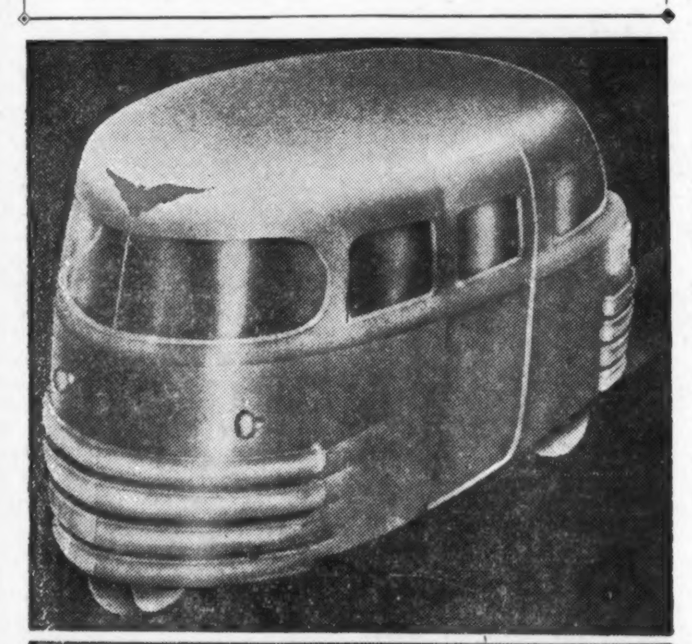
— **Der Generalinspekteur für das** Straßenwesen, Dr. Todt, hat den Gemeinden und Gemeindeverbänden Zuschüsse und Darlehen zur Förderung des Radwegebaues zur Verfügung gestellt. Die Straßenbehörden der Länder und Provinzen sind mit der Zuteilung der Beträge an die Gemeinden beauftragt worden.

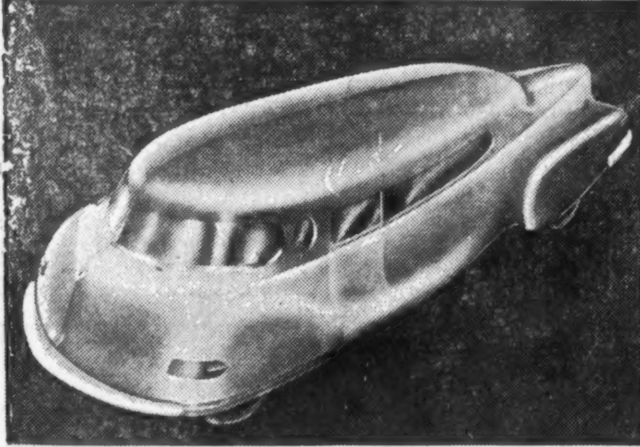
— **„Wir marschieren mit", so lautet** die Parole, die uns seit mehreren Wochen von den Toren aller Werkstätten und Betriebe in Deutschland entgegengeschallt: Die deutschen Unternehmungen sind zu einem friedlichen Leistungskampf angetreten. Die Deutsche Arbeitsfront als die von der Partei beauftragte Organisation ist bereits mit der Ueberprüfung jener Betriebe beschäftigt, die sich um die vergebende höchste Auszeichnung, das Recht zur Führung des Namens „NS-Musterbetrieb", bewerben. Mit einem Stab von ausgesuchten Fachleuten hat der Beauftragte für die Durchführung des Leistungskampfes der deutschen Betriebe, Reichsamtsleiter Dr. Hupfauer, seine Reise durch die deutschen Gaue angetreten, um die bereits von den Gauobermännern der Deutschen Arbeitsfront als würdig ausgesonderten Betriebe nochmals einer gründlichen Prüfung zu unterziehen.

— **Seit 1933 hat der Anbau wichtiger** Futtermittel und Oelfrüchte im Deutschen Reich erheblich zugenommen. So sind beispielsweise die Anbauflächen für Mais gegenüber dem Jahre 1933 rund doppelt, für Flachs rund neunmal, für Raps und Rüben rund zehnmal und für Hanf sogar rund siebenundzwanzigmal so groß.

— **„Die Lagerräume des Charkower** Traktorenwerks sind vollkommen unbrauchbar. Das Brennstofflager hat keinen gepflasterten Boden, **Koks und Holzkohle liegen unter offenem Himmel.** Haushaltsmaterialien und Chemikalien sind in alten, verfallenen Speichern untergebracht. **Dabei handelt es sich um Waren in einem Werte von über 4 Millionen Rubel!** Die für das Werk bestimmten Maschinen werden bei ihrer Ankunft, infolge des Mangels an Lagerräumlichkeiten, **an erstbester Stelle ausgeladen.** — Die Schwefelsäurebehälter werden in allernächster Zeit leck werden, da sie von der Säure vollkommen zersetzt sind. Für neue Behälter wird aber nicht gesorgt. — Diese Zustände dürfen nicht weiter andauern..."
(Maschinastroenie", 27.3.38).

## Taxi, Auto of Future for New York Fair





**FUTURISTIC TAXI (TOP) AND AUTO MODELS FOR NEW YORK EXPOSITION IN 1939.**

NEW YORK (special)—The taxi of the future will be a short oval vehicle, running on three wheels so that it may weave in and out of traffic and may be parked with ease.

The automobile of the future will be wide in front and narrow in back with the motor at the rear and much more room will be devoted to the passengers than at present.

This will be true if the New York World's Fair sets a new style for motor transportation of the future as the result of the display of models fashioned by Raymond Loewy industrial engineer, who is busy making the futuristic vehicles for the focal exhibit on transportation at the exposition.

Designer Loewy's conceptions of transportation methods in the World of Tomorrow are the projection of inventions and improvements which already exist, but which have not yet been put into mass production. They represent the sensible trend toward more efficient taxicabs and motor cars

The new autos will be a part of one of many huge, free exhibits to be built by Fair designers to show how we will live in the future

—**ud. In grellem Gegensatz zu dem** immer wieder von den Sowjetbonzen im Munde geführten Satz von dem „glücklichen Leben im Sowjetparadies" und **zwar auch in Bezug auf das** tägliche **Wohl und Wehe** des Sowjetbürgers, **steht eine ganze Reihe von Zuschriften an die „Wetschernaja Moskwa"** vom 31. 3. 38, wo **über den für westeuropäische Begriffe ganz unglaublichen Zustand vieler Straßen und Plätze der Hauptstadt Moskau** geklagt wird. — Man stelle sich daher vor, wie es erst in den Provinzstädten aussehen mag!

Zunächst schreibt ein gewisser Duwanow: „**Man muß guter Turner sein, um die Bolotnaja Straße beschreiten zu können**. Vor Schmutz, und weil Lastautos auf dem Bürgersteig stehen, ist diese Straße kaum passierbar. **Die Bezirksmiliz sieht diese Zustände ruhig an und rührt sich nichts.**" — Weiter klagt eine Genossin Korkina: „Nur mit größten Schwierigkeiten gelangt man abends über die Krasnocholmski-Brücke zur Sadowniitschesjaja Straße. Es gelingt erst, nachdem man seine **Gummischuhe voll Wasser und Schmutz geschöpft und die Kleider gänzlich beschmutzt hat. Abends** ist die halbe Brücke in vollständige Dunkelheit gehüllt, und es ist unmöglich den „Pfad" zu finden den die Fußgänger am Tage benutzen."

— **ud. Der Handel in einem Lande** mit 165 Millionen Bevölkerung beruht auf einem so komplizierten, langsam in Jahrzehnten gewachsenen Apparat, daß jeder Eingriff von außen her sich in der Versorgung der Bevölkerung mit den wichtigsten Lebensgütern bitter rächen muß. Die Bolschewisten haben 1917, kaum an die Macht gekommen, **alles Bestehende mit brutaler Hand zerrissen und sich anheischig gemacht,** binnen kürzester Zeit etwas ganz Neues, nämlich den verstaatlichten Handel, aufzubauen. **Jede private Initiative wurde unterbunden, alle privaten Unternehmungen abgeschafft** und vom Straßenhändler mit seinem Bauchladen bis zum Direktor der großen staatlichen Handelsgesellschaft wurden **alle Handelstreibende staatliche Angestellte und Beamte.**

**Seitdem sind zwar über 20 Jahre** vergangen, aber **schlägt man heute ein Blatt auf, so begegnet man als einer der** meisten und häufigsten **Klagen der über den permanenten Mangel der wichtigsten Verbrauchsgüter.** „Defizitwaren" — dieser Begriff hat sich für die Waren, die nirgends zu haben sind, in der Sowjetsprache herausgebildet. Er hat sich sein Daseinsrecht nicht nur von Plan zu Plan behauptet, sondern beherrscht auch heute, im 21. Jahr der bolschewistischen Herrschaft, mit steigernder Gewalt die Gedanken des Sowjetbürgers.

„Wie diese Defizitwaren entstehen", sagt die „Prawda" am 29. März, „kann man aus folgendem Beispiel ersehen. Der Direktor des Simferopoler Handelstrusts kommt nach Moskau, um für seine Geschäfte Waschlauge einzukaufen. „Nichts zu machen" sagt man ihm. „Sie bekommen Lauge nur dann, wenn Sie auch Waschblau nehmen". — Nun hat der Mann aber dafür gar keinen Bedarf. Dafür braucht er noch Konditorwaren. Von vornherein sagt man ihm: „Sie **bekommen** nur 0,2 Prozent Ihres Schokoladenbedarfs. Dafür liefern wir Ihnen billige Bonbons, Marmelade, Pfefferkuchen". Diese Waren will er wiederum nicht. **Also bekommt er nichts!..** Und 75 Geschäfte sowie 127 Verkaufsbuden in Simpferopol bleiben ohne Waren....."

— **Der katholische Priester Adrien** Cabriel Morice starb im St. Boniface Hospital in seinem 79. Lebensjahre. Er ist ein bekannter Historiker Canadas, der etwa 30 Bücher über die Geschichte Canadas geschrieben hat.

— **Die Nationalisten Spaniens gehen** weiter vor, auch gegen Madrid, das einen Teil seines Militärs nach der Ostküsta geworfen hatte, um den Marsch der Nationalisten aufzuhalten.

— **Am 21. April feierte Kronprinzessin Elizabeth** ihren 12. Geburtstag im Schloß Windsor, wo eine spezielle Geburtstagsfeier abgehalten wurde.

— **Letzte Woche wollte der Winter** mit Schnee, Frost und Sturm zurückkommen, doch mußte er nach zwei Tagen der Sonne das Feld einräumen.

— **Wie's scheint, plant Mussolini** einen Vier-Mächte Vertrag mit Deutschland, England und Frankreich, der auf dem besten Wege zur Durchführung ist. Das hat aber die Polen und besonders die Tschechoslowaken beunruhigt, und Proteste derselben bombardieren die anderen Regierungen.

— **Frankreichs Diktator Daladier** will die Außenpolitik in kürzester Zeit regeln, dann aber auch im Lande Ruhe herstellen, und wie's scheint hat er den rechten Weg dazu betreten.

— **Englands Kriegsminister Leslie** Hore-Belisha ist in Rom per Flugzeug eingetroffen zur Rücksprache mit Mussolini.

— **Kaiser Haile Selassie hat dem Völ**kerbundssekretariat die Nachricht zugehen lassen, daß er zur bevorstehenden Sitzung am 9. Mai einen Vertreter senden werde. Es ist sehr ungemütlich aufgenommen worden, denn auf der Sitzung soll ja sein verlorenes Kaiserreich als Teil Italiens erklärt werden, doch hat der Völkerbund Statuten aufgestellt, die dazu sehr unpassend sind, dem Kaiser ohne Land heute aber sehr zu Paß kommen.

— **England gibt jetzt 250 Millionen** Dollar allein für Luftaufrüstung aus.

— **Olivo Dionne hat gerichtlich ein**gereicht, um sein Recht als Vater auch über die Fünflinge von Ontarios Regierung wieder zu erhalten. Hätte die Regierung nicht die Vormundschaft übernommen, dann hätten die kleinen Dinger wohl schon Millionen durch Reklame u. Theater für andere verdient, ob sie aber dann noch lebten und gesund wären, ist eine andere Frage.

— **Rumänien hat letzte Woche 1500** Faschisten hinter Schloß und Riegel gesetzt, denn die Polizei will festgestellt haben, daß Rumänien vor einem Faschistenumsturz stand.

— **Am 20. April feierte Adolf Hitler** seinen 49. Geburtstag, wobei eine der größten Militärparaden abgehalten wurde mit von den neuesten Aufrüstungsgegenständen, wie sie den anderen Reichen bis dahin unbekannt waren.

— **Ein Erdbeben in der Türkei in der** Gegend von Anatolien hat 300 Tote u. etwa 20 Dörfer dem Erdboden gleichgemacht.

— **Mike Sowchyn verschwand mit sei**nem selbstgemachten Aeroplan auf dem Wege nach Sifton, seinem Heimatorte. Seit dem 29. Dezember war jede Spur verloren. Jetzt hat man die Trümmer des Flugzeuges gefunden und auch eine Notiz von ihm, daß er abgestürzt sei und einen Fuß gebrochen habe. Man sucht jetzt nach dem Flieger, richtiger nach seiner Leiche.

— **Die Bolschewisten haben eine Mil**lion Männer nach Sibirien geschickt, um die Eisenbahnen fertigzustellen, wie die Free Preß berichtet und sagt dabei, in die Zahl seien die Sträflinge eingeschlossen.

— **Ein Luftangriff von Japan auf** Canton hat 250 Personen getötet. Japan hat weiteres frisches Militär nach China geworfen, und der Endkampf steht wohl vor der Tür. Und Japan macht sich dazu fertig, denn hat auch noch eine Abrechnung mit den Sowjets abzuschließen.

— **Tokio.** Wie der Kontreadmiral Tota Ishmaru erklärte, hält Amerika allein den Schlüssel zu der Frage in der Hand, ob es einen neuen Weltkrieg geben werde oder nicht. Ishimaru gilt als einer der hervorragendsten Marine-Fachleute Japans. Er sagte in dem Interview weiter, daß auf den Ver. Staaten heute die schwerste Verantwortung laste, die jemals eine einzelne Nation zu tragen gehabt habe. Alles sei für einen Weltkrieg bereit, der voraussichtlich im Jahre 1939 zum Ausbruch kommen werde. Wenn die Ver. Staaten wollten, so könnte dieser Krieg jedoch auf unbestimmte Zeit hinausgezögert werden.

Ishimaru, der bereits aus dem aktiven Dienst ausgeschieden ist, erklärte weiter, daß die Gruppierung der Mächte heute nicht viel anders sei als im Jahre 1914. England, Frankreich und Rußland stünden auf der einen Seite und Deutschland, Italien und Japan auf der anderen. Die Stärke beider Gruppen sei ziemlich ausgeglichen. Wenn die erstgenannte Gruppe der amerikanischen Hilfe sicher sei, würde sie Japan ohne Zögern angreifen und den gegenwärtigen japanisch-chinesischen Konflikt als Vorwand dazu benutzen. Daher die große Verantwortung, die auf Amerika ruhe.

— **Hendaye.** Die rechte Flanke des Keiles der Insurgenten hat sich durch die Berge Kataloniens eine Bahn gezwungen und dringt jetzt bergabwärts. Damit hat die Armee General Arandas ein strategisches Manöver durchgeführt, das die Front der Loyalisten an der Küste spaltet und jetzt auch einen seitlichen Angriff auf Tortosa möglich macht. Gleichzeitig können die Truppen General Francos durch eine Schwenkung nach der anderen Seite das rund 75 Quadratmeilen große Gebiet zwischen Teruel, Mont Alban, Castellote und Morella einschließen.

— **Tokio.** Berichte an das Auswärtige Amt in Tokio behaupten, daß Tschiang Kai Schek und T. V. Soong, der Leiter der Bank von China, bei einem japanischen Bombenangriffe auf Tschangscha verwundet wurden.

Von chinesischer Seite wurde es jedoch verneint.

— **London.** Der englische Finanzsekretär des Schatzamts, D. J. Colville, gab vor dem Unterhause bekannt, daß die Regierung Anfragen englischer Banken um Erlaubnis zur Bewilligung langfristiger Anleihen an die Chinesen wohlwollend aufnehmen werde.

— **Richard Whitney, das Haupt der** bankerotten Maklerfirma Richard Whitney and Company von New York, hat die Verbüßung der über ihn verhängten Gefängnisstrafe angetreten.

— **Der deutsche frühere Weltmeister** im Schwergewichtsboxen, Max Schmeling zeigte in Hamburg in dem Kampf gegen S. Dudas, einem weiteren Vorbereitungstreffen für den Titelkampf gegen Joe Louis, daß er augenscheinlich noch die Schlagkraft besitzt, die er hatte, als er vor fast zwei Jahren einen K. O.-Sieg über Louis errang.

— **Der im Ruhestand befindliche** Brigadegeneral Frank L. Barrows von der Nationalgarde von Rhode Island, starb in Providence, R. J., im Alter von 79 Jahren.

— **Denis Mulligan, welcher vierzehn** Jahre Flug-Erfahrung hat, ist Direktor des Bureaus für Flughandel der U.S.A. geworden.

— **Die Arbeits-Fortschrit-Administra**tion der U.S.A. sagte, daß während der am 9. April abgeschlossenen Woche mehr als 59,000 Personen ihren Lohnlisten hinzugefügt worden seien

— **Berlin. Den Berichten, daß Groß**britannien und Frankreich viele Kriegsflugzeuge in den Vereinigten Staaten kaufen oder zu kaufen suchen, wird in amtlichen deutschen Kreisen beträchtlich Aufmerksamkeit geschenkt. Diese Berichte haben auch in der Presse Beachtung gefunden und werden von den Zeitungen mit der jüngsten Aeußerung des amerikanischen Botschafters Hugh Wilson, man könne heute noch nicht mit Sicherheit sagen, ob es sich im Falle eines größeren Konflikts verhindern lassen würde, daß die Vereinigten Staaten mit hineingerissen werden, in Verbindung gebracht.

Amtliche Beobachter schienen geneigt, den gemeldeten Plänen amerikannischer Flugzeug-Fabrikanten, in Kanada Fabriken zur Herstellung von Flugzeugen für Frankreich anzulegen, besondere Beachtung zu schenken. Man sieht in diesen angeblichen Plänen einen Versuch, das amerikanische Neutralitätsgesetz zu umgehen.

Während einige der deutschen Beobachter aus den britischen Bemühungen, Flugzeuge in Amerika zu kaufen, den Schluß zogen, daß Großbritanniens Aufrüstungsprogramm beträchtlich zurückgeblieben ist, herrschen nichtsdestoweniger starke Zweifel daran, ob die britischen Rüstungspläne in ihrem vollen Umfang überhaupt enthüllt worden sind.

Durch Ueberschriften in den Zeitungen, wie z. B.: „Aufrüstung mit Hilfe der Vereinigten Staaten," wird die Möglichkeit einer weitreichenden militärischen Gemeinschaftsarbeit unter den großen demokratischen Ländern angedeutet. Einige Zeitungen haben indessen die Frage aufgeworfen, ob es die Vereinigten Staaten wirklich riskieren könnten, die Geheimnisse ihrer militärischen Flugzeug-Industrie fremden Ländern preiszugeben.



— **Die englischen Zeitungen wollen** wissen, daß Paraguay eine jüdische Legion in Oesterreich aufstellt für die bevorstehende Auseinandersetzung im Gran Chaco.

— **Die mexikanische Regierung hat die** Forderung der britischen Regierung, beschlagnahmte Oel-Anlagen zurückzugeben, höflich, aber bestimmt abgewiesen und erklärt, daß sie unter den Prinzipien des internationalen Gesetzes die Anlagen durch Zwangsenteignung übernommen habe.

— **Dr. James Carruthers, der vierzig** Jahre lang Generalsekretär der Y. M. C. A. war, ist gestorben.

— nb. **Es gibt kaum ein Schlagwort,** das in der Sowjetunion mehr Anbeter besitzt und dem man mehr Phrasen opfern dürfte, als das Schlagwort: **Technik.** „Erobern wir uns neue Höhen der Technik!“ — das ist zum stehenden Leitsatz jeder Versammlung, jeder Konferenz und jedes Presseartikels geworden. Im Namen der Technik wird der menschlichen Natur Gewalt angetan, **die Technik ist der große Abgott des bolschewistischen Materialismus** und allerwärts tut man so, als hätte man auf diesem Gebiet selbst Amerika bereits überfliegelt.

Uns liegt die parteiamtliche Prawda vom 15. März vor. In diesem Blatt wird wieder einmal eine besondere Lanze für die Technik gebrochen, wobei der betreffende Artikel aus zweierlei Gründen von besonderem Interesse ist. **In seinem ersten Teil kommt das Wunschbild zu seinem Recht, während im zweiten die Wirklichkeit ihre harte Sprache redet.** — Dies ist ja das übliche Bild aller Sowjetartikel: Zwei oder drei Absätze sind dem Phasenschwulst gewidmet — und erst dann kommen die nüchternen Tatsachen.

— **Das an Finnland angrenzende Sowjetkarelien** ist von der Natur — abgesehen von seinem Holzreichtum — wenig begünstigt worden. **Hier, in den** karelischen Städten und Dörfern, wenigstens Ordnung zu schaffen, wäre eine lohnende Aufgabe. Aber nichts dergleichen haben die Sowjets bisher getan. Im Gegenteil wird man an die rigorose Maßnahme erinnert, daß vor nicht langer Zeit die Bolschewiken, wohl aus militärischen Gründen, Abertausende karelischer Bauern mit ihren Familien von Haus und Hof vertrieben und ins Innere des Landes verschickt haben. **Die Rufe aus diesem geplagten Lande** wollen jedenfalls nicht abreißen.

„In letzter Zeit haben wieder die **Klagen** der Einwohnerschaft der Landeshauptstadt Petrosawodsk **über die ganz miserable Arbeit der Handelsorganisationen** stark zugenommen. Hier **findet man nicht einen einzigen nur einigermaßen wohl eingerichteten Markt.“** So beginnt der Bericht des Sonderkorrespondenten der „Prawda“ vom 24. 3. 38 aus Karelien. Die nur 20 bis 40 Kilometer von der Stadt entfernt liegenden Kolchosbauernwirtschaften könnten ihre Lebensmittel nicht auf den Markt bringen, weil ihnen keine Transportmittel zur Verfügung gestellt würden. Nicht eine einzige Organisation halte es jedoch für ihre Pflicht, die Entwicklung des Bauernhandels irgendwie zu fördern.

Aber auch die Verkaufsläden von Petrosawodsk lassen viel zu wünschen übrig. So finde man, wie der Berichterstatter weiter mitteilt, **nicht immer in den Geschäften genügend Wurstwaren.** Die einzige in der Stadt vorhandene Wurstfabrik sei nur sehr klein, könnte aber mit geringen Mitteln vergrößert werden, woran allerdings niemand denke. „**Die Vernachlässigung der Verbraucher seitens der lokalen Handelsorganisationen ist, daß nicht einmal so gangbare Waren des täglichen Bedarfs, wie Wäschestärke und Hefe, vorhanden sind.“**

Auch über die Speisehäuser dieser Stadt ist **nichts** Erfreuliches zu berichten: **„In ganz Petrosawodsk gibt es nur drei Speisehäuser.** Sie sind sehr schmutzig und der Aufenthalt in ihnen ist ungemütlich.

— **F. B. Die Politik des Vatikans** war immer antideutsch. Als das Zentrum in Deutschland zertrümmert wurde, versuchten die vatikanischen Politiker, das Dritte Reich und damit den Nationalsozialismus von innen auszuhölen. Alle antideutschen Mächte hat der Vatikan aufgeboten, um einen Sieg zu erringen. Die politischen Fäden liefen vom Vatikan nach Paris, Wien, Prag bis Moskau. Ueberall wurden Stützpunkte geschaffen und der reichsdeutsche Episkopat mit Kardinal Faulhaber an der Spitze sorgte dafür, daß das Ausland von einem Kulturkampf in Deutschland sprach.

Mit der Machtergreifung des Nationalsozialismus im deutschen Oesterreich hat der Vatikan die maßgebendste politische Ausfallsstellung gegen das Dritte Reich verloren. Die österreichischen Bischöfe haben aus der neuen Lage die notwendige Folgerungen gezogen und eine „Feierliche Erklärung“ abgegeben, die nicht nur in Deutsch-österreich, sondern auch im Reiche selbst freudige Aufnahme fand. Diese „Feierliche Erklärung“ liegt nun aber nicht im Sinne der vatikanischen Politik. Im „Osservatore Romano“, dem Blatte des Vatikans, wird eine „amtliche Erklärung“ publiziert, aus der hervorgeht, daß die Stellungnahme der österreichischen Bischöfe „ohne jedwedes vorhergehende Einvernehmen mit dem Papst formuliert“ und das „diese Erklärung auch nachträglich nicht vom Vatikan genehmigt wurde“. Der Wert der österreichischen Bischofserklärung wird dadurch keineswegs herabgesetzt, im Gegenteil nur erhöht. Ferner hat der Kurzwellen-Sender des Vatikans eine Botschaft verbreitet, die sich mit dem reichsdeutschen Nationalsozialismus auseinandersetzt und sich in die innern deutschen Angelegenheiten einmischt. In dieser Botschaft bezeichnet der Vatikan die mutige, mannhafte Haltung der österreichischen Bischöfe als „würdelos und treulos“. Daß hier die reichsdeutschen Zentrums-Bischöfe die Hand im Spiele haben ist klar.

—<>◇—

**Von Nikolajewka,**

Ignatjewer Kolonie, Süd-Rußland ist jetzt die Nachricht eingelaufen, daß sämtliche Männer in die Verbannung geschickt, im Dorf sind nur noch Frauen und Kinder.

Nun liest man in der englischen Tageszeitung, daß die Sowjets Tausende Arbeiter und Sträflinge nach Sibirien schickt, um weiter Bahnen zu bauen nach dem Osten, denn auch Moskau rechnet mit fernöstlichen Verwickelungen, so versteht man, wozu die unschuldigen Männer in die Verbannung geschickt werden. Die ersten Millionen unschuldiger Sträflinge sind inzwischen zu Grunde gegangen.

38.

ver-
chen
setzt
nge-
Bot-
uti-
ichi-
reu-
ent-
ha-

o ist
imt-
ge-
tuen

Ta-
ende
rien
nach
hn:r
so
igen
chickt
chul-
zu

0.40
0.30

en

an
al